

Eine homöopathische Kur.

Novelle von E. Viller.

(Fortsetzung.)

Es giebt Augenblicke im menschlichen Leben, wo der Geist blüthartig erleuchtet wird; einen solchen Augenblick durchlebte der Professor soeben. Seine Augen glänzten, und seine Stimme war bewegt. Er legte den Arm noch fester um Sinchen's Taille, zog sie näher an sich, und sagte leise: „Sinchen, wenn es mir gelingen sollte, Alles wieder in's Geleise zu bringen, wollen Sie mir dann auch zur Belohnung . . .“

Hier nickte Sinchen unerwartet schnell.

„Sie wissen ja noch gar nicht, was ich verlange, Sinchen?“

„Eine Belohnung,“ sagte Sinchen und blickte ihn mit ihren unschuldigen siebzehnjährigen Augen vertrauensvoll an.

Es schien dem Professor richtiger, es vor der Hand bei der allgemeinen Belohnung bewenden zu lassen. „Wir sind also Bundesgenossen,“ sagte er bestimmt und drückte ihre Hand.

„Für alle Zeiten,“ vollendete Sinchen mit Zuversicht.

„Hm,“ meinte der Professor, und seine Miene wurde bedenklich, „es könnte aber nothwendig werden, daß wir, um den Frieden zu erlangen, eine Schlacht schlagen müssen.“

„Wenn Sie der Feldherr sind, Herr Professor, fürchte ich mich auch nicht vor der Schlacht.“ Und Sinchen blickte ihn durch Thränen lächelnd an.

Professor Stetter traute sich Charakterstärke zu; aber dieser Blick erschütterte ihn, und wer jemals so angeblickt worden ist, wird aus Erfahrung wissen, daß auf einen solchen Blick Umarmung und Kuß folgen müssen. Demzufolge umarmte der Professor auch Sinchen und wagte einen schüchternen Kuß auf ihre Stirne zu drücken.

Als Sinchen gleich darauf in der Küche auftauchte, sah sie vollständig getrübt aus.

„Bitte, liebe Friederike, den Kaffee auf die Veranda,“ bat sie höflich.

„Was?“ schrie Friederike; als sie aber Sinchen's leuchtende Augen und ihr süßes Gesichtchen erblickte, setzte sie, obgleich in mürrischem Tone, hinzu: „Gleich, Fräulein.“

Der Professor war gutmüthig und hilfsreich und wünschte bei dem Arrangiren der Tassen zu helfen; es waren antike Tassen aus der Urgroßmutter Glaschrank. Leider machte der Professor Alles verkehrt; eine Obertasse mit Kornähren setzte er auf eine Untertasse mit Rosen. Die Zuderzange legte er in den Sahnengießer, und als er gar wagen wollte, den in der Eile gebadenen Katron-Kuchen zu zerschneiden, da fiel ihm Sinchen entschlossen in den Arm und flehte, er möchte es doch lieber ihr überlassen und nicht einen neuen Sturm bei Mama heraufbeschwören.

Natürlich mußte der Professor um Verzeihung für die Ungeschicklichkeiten bitten, welche ihm Sinchen strafend vorhielt, und zur Buße ihre kleine drohende Hand lassen.

Da wurden Beide durch lautes Lachen erschreckt. In der offenen Salonthür stand Tante Therese und hinter ihr die drei Cousinen. Sie hatten Alles gesehen.

„O Tante Therese,“ rief Sinchen und lief auf sie zu und küßte sie in ihrer Verlegenheit. „O liebe Tante Therese, nicht wahr, Du wirst mit Mama nicht länger böse sein? Mama war heute nicht ganz — munter, weißt Du; aber ich bin überzeugt, jetzt wird's ihr besser gehen; es muß ihr besser gehen. Ich will sie gleich holen, und — o liebe Tante Therese, — nicht wahr, Ihr werdet wieder gute Freunde sein?“

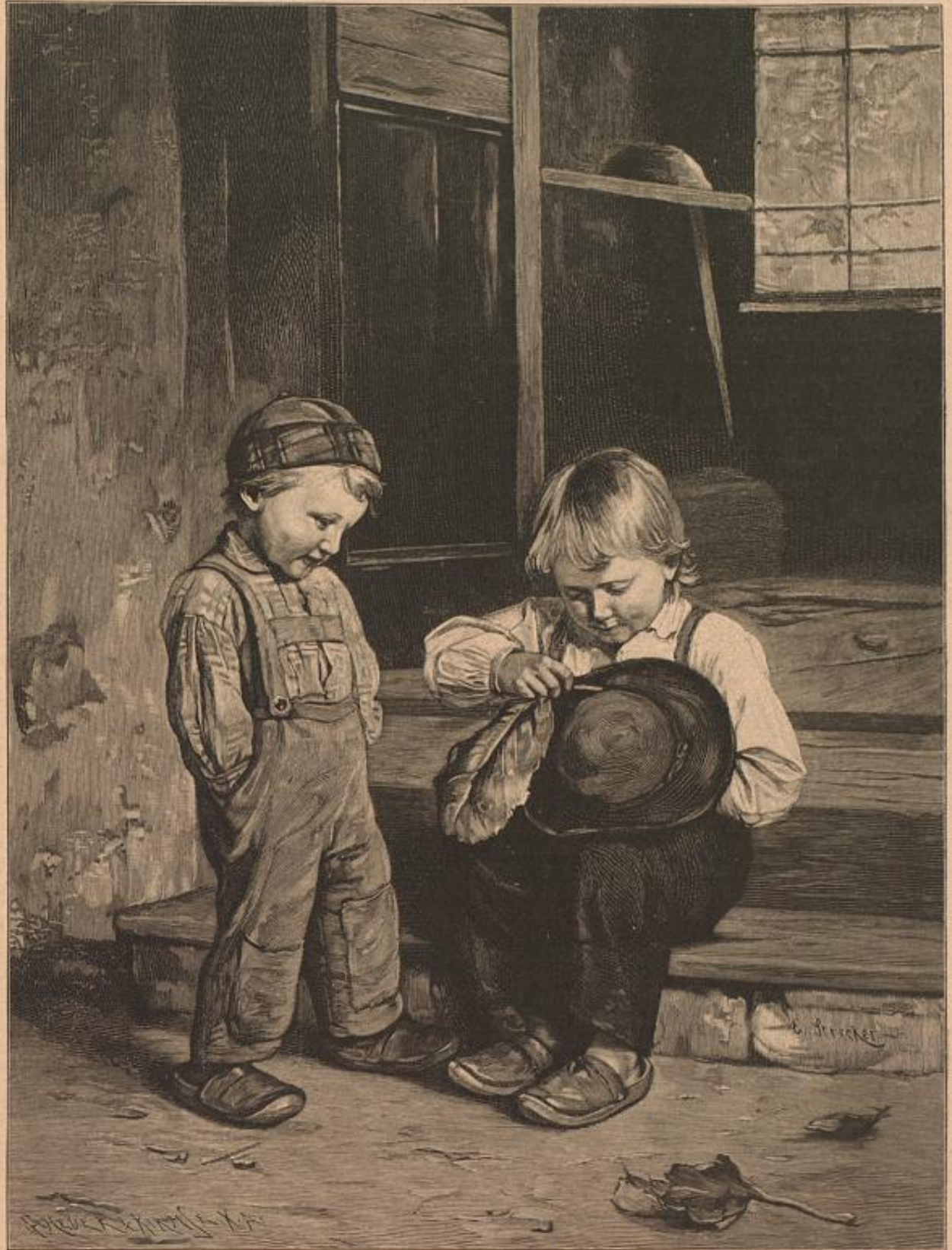
Anstatt aller Antwort frug Tante Therese leise: „Sinchen, wann hast Du Dich denn mit ihm verlobt?“

Auf diese Frage blieb Sinchen aber die Antwort schuldig. „O Tante Therese,“ rief sie dunkelroth und vorwurfsvoll und lief schnell in's Haus.

Betrübt und beschämt saß Frau Josephine in ihrer Schlafstube. Es ist sehr peinlich, wenn man im Alter von vierzig Jahren und im Besitze einer erwachsenen Tochter sich schämen muß, weil man die Gastfreundschaft verletzete. O, und diese dumme Eifersucht! Wie konnte sie nach neunzehn Jahren einer glücklichen Ehe noch eifersüchtig sein! Es war geradezu albern! Therese gab dazu keine Veranlassung, — nein, selbst durch ihre elegante Toilette gab sie keine Veranlassung, denn so elegant ging sie ja immer, — und ihr eigener guter Mann erntet recht nicht. Wie oft hatte er ihr nicht versichert, daß das Schicksal klüger gewesen wäre als er

selbst; denn es habe ihn mit der allerbesten kleinen Frau beschenkt; während er in thörichtem Irren an eine andere Frau gedacht habe.

Und wie hatte sie sich vor Freund German, diesem böshafsten Junggejellen, blamirt! Vielleicht war Professor Stetter auch böshaft; ihn kannte sie nicht so genau, wie Freund German; doch daß er ihr Sinchen gern hatte, und daß er ein tüchtiger Gelehrter und achtungswerther Mann war, das wußte sie. Vielleicht sprang er jetzt von Sinchen ab, — vielleicht wollte er die Tochter einer solchen Mutter nicht heirathen, — vielleicht wählte er dafür eine der eleganten Töchter von Tante Therese. — Sinchen war gar nicht elegant; ja, sie mußte jetzt mehr auf ihre Toilette sehen. — Und dann, — ein tiefer Seufzer, — wie stand sie vor ihrem



Manne da, vor ihrem eigenen lieben Manne? Ob er ihr ein solches Benehmen noch einmal vergeben würde? O, wie sie bereute und sich schämte!

Da flog die Thür auf, und Einchen, hell wie ein Sonnenstrahl, kam herein und fiel der Mutter stürmisch um den Hals. „Der Kaffee ist fertig, Mama, und Tante Therese ist versöhnt, und wir sind Alle so vergnügt. Nur Du fehlst uns noch, liebe Mama, dann werden wir ganz glücklich sein!“ Und während sie so zärtlich schwatzte, strich Einchen der Mutter Haar glatt, zupfte an der Kragenschleife, rückte das winzige Spigenhäubchen gerade, und ließ dabei die Mutter nicht zu Worte kommen. Wie im Triumphe führte sie sie dann hinunter.

Tante Therese sagte nur: „Du, ich glaube, wir sind Beide mit dem linken Fuße zuerst aus dem Bette gestiegen,“ und dann lachten sie und küßten sich und saßen friedlich neben einander. „Vergiß auch nicht, mir das Recept von dem Natronkuchen durch Einchen abschreiben zu lassen,“ sagte Tante Therese laut, und leise setzte sie hinzu: „Wenn Einchen jetzt nicht andere Dinge zu schreiben hat.“

„Was meinst Du damit?“

„Nun, nun; es ist schon gut! Ich merke, es soll noch ein Geheimniß bleiben.“

In diesem Augenblicke traten Herr Nolte und Freund German auf die Veranda. Sie vernahmen schon im Salon das fröhliche Lachen der jungen Gesellschaft und fanden die streitenden Parteien in vollster Harmonie auf dem Sopha von Drahtgewebe.

Frau Josephine aber blickte ängstlich forschend in das Antlitz ihres Mannes, sodaß sie kaum die Anspielung von Frau Therese verstand. Sie wollte das Gespräch noch einmal aufnehmen, aber ein ungestörter Augenblick fand sich nicht mehr. Die Gesellschaft benutzte ein zeitig in Dresden landendes Schiff. Tante Therese ging mit ihren Töchtern in „Rheingold“ und Freund German in sein Regeltränzchen. Der Professor wäre wohl gern länger geblieben; aber Herr Nolte, welcher sich am Nachmittage sehr schweigmäßig verhielt, forderte ihn nicht auf.

Auf dem Wege nach dem Landungs-Platz gelang es ihm, Einchen zu sagen, daß er vorhabe, ihren Papa homöopathisch zu kuriren.

„Sie wollen ihm solche winzige weiße Kügelchen eingeben?“ fragte Einchen ungläubig. „Meinen Sie, daß ihn das von der Passion, alle Tage Gäste einzuladen, kuriren wird?“

„In der Homöopathie, Fräulein Einchen, wird ein Uebel durch das gleiche Mittel, welches es hervorrief, auch wieder kurirt,“ versetzte der Professor.

„Sie meinen . . .?“

„Einchen, hast Du denn mit dem Professor Geheimnisse?“ fragte das enfant terrible und hing sich an ihren Arm. So ersuhr Einchen nichts Genaueres über des Professors Plan, und sie dachte doch noch lange daran, als sie Abends am offenen Fenster stand und den Mond anschaute; oder vielmehr, sie wollte daran denken und kam doch nicht dazu; ein ungelamtes, ungeahntes Glück zitterte durch ihr Herz.

Frau Josephine gab's an diesem Nachmittage allemal einen Stich, so oft sie ihren Eheherrn anblidete; zwischen seinen Brauen drohte eine Wetterwolke; sie nahm sich jedoch vor, den angesammelten Horn zu entladen, ehe das Wetter zum Ausbruche läme.

„Lieber Fritz,“ bat sie nach dem Schlafengehen demüthig, „sei mir nicht böse, es thut mir wirklich leid . . .“

Er aber schnitt ihr kurz das Wort ab. „Ich habe ein Recht, zu verlangen, daß meine Gäste in meinem Hause zuvorkommend empfangen werden. Die Verletzung der Gastfreundschaft gilt selbst unter den Wilden als eines der verabscheuungswürdigsten Verbrechen. Selbstverständlich werde ich meine Freunde vor einem solchen Empfang bewahren. Du kannst fortan ungehindert Deine große Wäsche halten; durch meine Gäste wirst Du nicht mehr daran gehindert werden. Aber es wird auch der erste und letzte Sommer sein, den wir in dieser Villa wohnen; ich werde sie meinem Agenten zum Verlaufe übergeben.“

Herr Nolte war mit seiner Rede zufrieden, zog die Bettdecke über die Ohren und machte die Augen zu.

Aber die Wirkung auf Frau Josephine war eine ganz andere, als er erwartete. In Einchen's zartem Alter würde Frau Josephine wahrscheinlich nach einer solchen Strafpredigt unter strömenden Thränen den gestrengen Herrn Gemahl um Verzeihung angefleht haben und zu jeder Buße bereit gewesen sein. Aber Frau Josephine war nicht mehr siebzehn, sondern vierzig Jahre, und die Erfahrung eines langen ehelichen Lebens stand ihr zu Gebote. Sie sagte sich, daß sie die ungelegenen Gäste vortrefflich bewirthet habe, und daß sie den ganzen Nachmittag bestrebt gewesen war, ihre Unhöflichkeit wieder gut zu machen, ja, daß sie sich ihrem Manne gegenüber zu einer demüthigen Abbitte bequente; und es fiel ihr ferner ein, daß kein Mann das

Recht habe, seiner Frau, die für die Ehre des gastreichen Hauses eintreten müsse, heimlich Gäste einzuladen; daß sie also ein Recht habe, beleidigt zu sein, und nicht der Herr Gemahl. Und so drehte sich Frau Josephine, ohne ein Wort zu erwidern, auf die andere Seite, zog die Decke über die Ohren und machte auch die Augen zu.

„'s ist aber doch merkwürdig,“ dachte Herr Nolte, „wie's scheint, hat sie mir meine Rede auch noch übelgenommen. Dann räusperte er sich; Frau Josephine gab kein Lebenszeichen; er räusperte sich nochmals und nach einer kleinen Pause sagte er: „Gute Nacht.“

„Gute Nacht,“ kam's von der anderen Seite.

Professor Stetter war mit dem Freundes- und Bekanntenkreise der Familie Nolte ziemlich vertraut. Es gab darunter Leute, die nicht alle Eigenschaften gesellschaftlicher Liebenswürdigkeit zu ihren Kardinaltugenden rechneten; gerade aber diese waren es, die der Professor aufsuchte, um während der Unterhaltung gelegentlich auf Villa Josephine zu kommen.

„Wissen Sie auch, daß Nolte's Geburtstag schon in der nächsten Woche ist?“ fragte er dann harmlos.

Da diese Herrschaften, wie z. B. der Rechtsanwalt Klige, nicht zu den nächsten Freunden gehörten, wußten sie es wirklich nicht.

„Sie sollten Nolte an diesem Tage überraschen,“ fuhr der Pläneschmieder schlaun lächelnd fort. „Es wird zwar, wie man sagt, kein offizieller Empfang stattfinden; aber an einem solchen Festtage ist man auf Besuch vorbereitet, auch wenn man keine Einladungen erhält. Nolte ist der Mann, sich über eine solche Aufmerksamkeit rasend zu freuen; nur dürfen Sie ihm niemals verrathen, daß ich Sie dazu gleichsam erst aufgefordert habe. Glauben Sie mir, er kennt jetzt kein größeres Vergnügen, als sein Haus bewundern zu hören.“

Der Professor war seiner Aufgabe gewachsen, und wo er predigte, fand er Gehör. Er rieb sich befriedigt die Hände, und wäre der Zweck nicht edel gewesen, hätte man wohl sagen können, daß er voll böshafter Freude dem Unheile, welches er auf die ahnungslose Familie heraufbeschwor, entgegenstarrte. „Einen schrecklicheren Tag soll der gastfreie Herr Nolte niemals erlebt haben,“ dachte er und hoffte das Beste von diesem Ueberjalle.

Indeß wurde die Stimmung in Villa Josephine, trotz zunehmender Julihitze, immer kühler.

„Ach,“ dachte Einchen, „hoffentlich wird Er, — in ihren Gedanken war das er groß geschrieben, — Papa recht bald homöopathisch kuriren; denn geisehen muß etwas; so geht's nicht weiter.“

Herr Nolte spielte seit dem denkwürdigen Waschtage den Märtyrer; er lud zwar keine Gäste mehr ein; aber der stets gutmüthige und stets gut gelaunte Mann rächte sich für diese Entsaugung durch malitiose und unliebenswürdige Anspielungen. Und Frau Josephine, diese gleichfalls gutmüthige und stets gut gelaunte Frau steckte diese Anspielungen nicht ein, sondern fuhr kampfbereit auf, und mit kühner Schwelung ging sie aus der Bertheidigung zum Angriffe vor. Sobald sich die Gatten aber nicht reizten und zankten, saßen sie sich wie Delgöhen gegenüber.

Einchen blickte traurig bald den Vater und bald die Mutter an, und es war gerade, als wollte sie sagen: „O liebt Euch doch wieder um meinetwillen.“

Sie wußte nicht, wem sie Unrecht geben sollte; sie dachte nur daran, daß Beide jetzt ihrer Liebe bedürften, und verdoppelte ihre Aufmerksamkeit und ihre liebevolle Rücksicht. Manchmal aber kam es ihr vor, als ob die Eltern ihrer gar nicht bedürften, dann schloß sie sich in ihr Stübchen ein und weinte heimlich. Sie hatte ja keine Vorstellung, wie stark die Bande ehelicher Liebe sind; darum meinte sie, diese Entfremdung und Kälte führe in den Abgrund einer ewigen Trennung.

Ist ein Herz voll Sorgen, dehnen sich die Tage aus; es war kaum eine Woche vergangen, Einchen aber dünkte es ein endloser Zeitraum.

Einige Tage vor dem benutzten Geburtstage wagte Einchen schüchtern zu fragen: „Mama, werden wir Papa's Geburtstag feiern?“

„Ich bin natürlich bereit, ihn zu feiern,“ entgegnete Frau Josephine scharf, „aber Du siehst ja, wie Papa ist; er hat sich ganz verändert; es ist ja kaum zu ertragen, und wenn das so fortgeht, so, — so . . .“ hier lief sie zum Zimmer hinaus und ließ Einchen voll trüber Ahnungen zurück.

Während der tiefen Stille des Mittagmahles sah Frau Josephine auf einmal entschlossen von ihrem Teller auf und sagte mit einer kalten, trockenen Stimme: „Nolte,“ — er war's gewöhnt Fritz oder mein Schatz genannt zu werden, — wenn Du an Deinem Geburtstage Gäste einzuladen wünschst, möchte ich Dich bitten, mir die Zahl derselben anzugeben, damit ich mich bei Zeiten darauf vorbereiten kann.“

Einchen guckte erschreckt die Mutter an; dieses Ent-

gegenkommen klang mehr wie eine Kriegserklärung, und so sagte sie auch Herr Nolte auf.

„Ich bin Dir für Deine Zuvorkommenheit sehr verbunden,“ erwiderte er mit vernichtender Höflichkeit; „aber ich habe eingesehen, daß ich mir den Luxus eines gastreichen Hauses nicht gestatten darf, und, — und — damit basta.“ Er erhob sich geräuschvoll, ließ den Teller mit Pudding stehen und zog sich in sein Zimmer zurück.

Frau Josephine blickte ihm erbläffend nach; sie verspürte eine starke Neigung, hinterherzulaufen. Ach, mit tausend Freuden würde sie ihm jetzt alle Tage Gäste geladen haben, hätte sie damit seine Liebe und den Frieden des Hauses zurückerlangt; aber ein falscher Stolz, die Furcht, ihrer Würde etwas zu vergeben, hielt sie zurück.

„O Mama,“ rief Einchen und schob auch ihren Teller mit Pudding zurück, „bei uns ist es gar nicht mehr hübsch, und ich freue mich auf Papa's Geburtstag auch nicht mehr.“

„Meine Schuld ist es nicht,“ bemerkte Frau Josephine kalt, doch mit dem klaren Bewußtsein, daß es hauptsächlich ihre Schuld wäre; dabei versuchte sie mit größter Anstrengung einen Bissen Pudding hinunterzuschlucken. „Ich kann nicht mehr thun, als Vater so entgegenzukommen; wenn er eigensinnig ist, kann ihm Niemand helfen.“

Der Bissen war glücklich verschluckt, den Versuch zu erneuern schien aber unmöglich; so erhob sich auch Frau Josephine und schritt würdevoll nach der anderen Seite hinaus.

Einchen blickte ihr bekümmert nach: „Ich glaube, ich werde niemals heirathen,“ schluchzte sie.

Frau Josephine war eine vorsorgliche Natur; deshalb waren die Geburtstagsgeschenke auch schon während ihres Dresdener Aufenthaltes vorbereitet worden. Ein prachtvoller, gestickter Lehnstuhel, — von ihrer eigenen fleißigen Hand gestickt, — wurde am Abend vorher seiner Hüllen entledigt; Einchen zeigte ihre jüngst erworbene Kunst in einem gemalten wilden Rosenzweige, der die runde Platte eines schwarzen Tischchens schmückte.

Schon am frühesten Morgen lief sie in den Wald und fehrte mit einem ganzen Busche Eichenzweige, Farnblätter und Wiesenblumen wieder; sie bekränzte den Lehnstuhl mit einer Guirlande und die von Friederike gebadene Mandel-Torte mit einem Vergißmeinnichtkranze; in jede kleine Vase steckte sie Blumen und streute Rosen über das weiße Tafeltuch. Es war ihr, als müßten diese duftenden, holden Geschöpfe den häßlichen Unfrieden des Hauses bedecken und begraben.

„Ich gratulire Dir zu Deinem Geburtstage,“ hatte Frau Josephine beim Aufstehen gesagt, und Herr Nolte mit einem kühlen Kusse dafür gedankt. Einchen umarmte ihn, als die Eltern zum Frühstück herunterkamen, stürmisch, und ach, wie viel gute Wünsche hatte sie auf dem Herzen. Ihr Anblick allein war schon wie die Erfüllung aller guten Wünsche; denn Einchen strahlte mit dem blauen Himmel um die Wette. Sie trug sich mit der geheimen Zuversicht, daß die homöopathische Kur an diesem Tage ihren Anfang nehmen würde. Aber beim Frühstück wurde ihre Hoffnung grausam zerstört.

Unter den eingelassenen Gratulationen befand sich auch eine Karte des Professors Stetter, worin dieser außerordentlich bedauerte, durch einen wichtigen Termin an der persönlichen Gratulation verhindert zu sein.

„Er springt ab,“ dachte Frau Josephine, „und ich bin daran schuld, daß mein einziges Kind unglücklich wird.“

Traurig blickte sie Einchen an; Einchen aber blickte nur ihre Tasse an, und als sie merkte, daß der Kaffee in Gefahr war durch zwei dicke Thränen versalzen zu werden, lief sie schnell hinauf nach ihrer Stube.

„Weshalb läufst Du denn auf einmal fort?“ fragte Herr Nolte, von seinen Briefen aufsehend.

„O, ich glaube, es wäre ihr lieber, wenn wir heute Besuch bekämen,“ meinte Frau Josephine niedergeschlagen.

„Na, sie muß endlich anfangen, sich daran zu gewöhnen,“ versetzte Herr Nolte, brannte seine Cigarre an und wollte sich zu einer Promenade in den Garten begeben.

„Willst Du Deine Geburtstags-Geschenke nicht wenigstens ansehen?“ sagte Frau Josephine kleinlaut.

„Habt Ihr mir denn was bescheert?“ fragte Herr Nolte, und seiner Stimme konnte man es anhören, daß er sich darüber freute.

„Einchen,“ rief Frau Josephine die Treppe hinauf.

„Gleich, Mama,“ kam es ganz hell von oben herunter, denn Einchen hatte nur diese zwei Thränen vergossen; dann war sie wieder vernünftig. Sie stellte sich des Professors Geschenke, ehrliche Augen vor; sie hörte seine tiefe, ernste Stimme, und da kam ein solches Zutrauen in ihr bangendes Herz, daß sie muthig seinem geheimnißvollen Plane entgegenah.

Herr Nolte stand mit einem Gesichte, das ernst

sein sollte, aus dem aber das Schmunzeln über die reiche Gabe nicht ganz verbannt war, vor dem Lehnstisch.

„Du hast Dir ja damit eine außerordentliche Arbeit gemacht, Josephine; ich danke Dir.“ Hier folgte der übliche, aber noch immer sehr kühle Ruf. „Der Stuhl scheint sehr bequem.“ Er nahm Platz und legte sich behaglich zurück. „Ausnehmend bequem. Ich glaube, Du hältst mich für einen altersschwachen Greis, weil Du mich schon jetzt so verwöhnst.“ Wie um diese Meinung Lügen zu strafen, sprang er dann schnell auf und trat an das gemalte Tischchen. Er sah es von allen Seiten an, hielt die Vorgnette vor die Augen und sah es nochmals ganz genau an. Dann klopfte er Sinchen nur auf die Waden und sagte leise: „Das hast Du hübsch gemacht, Sinchen.“ und ging schnell hinaus. Es war ihm weh um's Herz. Da vergällte man sich nun das Leben mit lächerlichen Nichtigkeiten und besaß einen Schatz wie Sinchen. Es gab wohl Viele, die ihn um diesen Schatz beneideten, und er, — er hatte in der vergangenen Woche seiner kaum gedacht. Diese Gedanken waren nicht geeignet, ihn milder gegen seine Frau zu stimmen. „Die Frau ist an Allem schuld.“ schloß er seine Betrachtung, „und bis sie nicht vernünftig geworden, eher wird's auch nicht wieder gut.“ Grimmig waffte er seine Cigarre, während er im Garten umherwandelte. Pfiß, der Neufundländer, folgte ihm getreulich auf Schritt und Tritt, und nach seinem Ausdruck schien er sich zu wundern, daß sein Herr nicht einmal ein Wort an seinen treuesten Freund richtete.

Sinchen stand indeß am Fenster ihrer niedlichen kleinen Stube. Es war ihr, als könne sie keine Arbeit vornehmen, weil sie etwas erwarten müsse, aber sie hätte nicht sagen können, was sie erwartete, da es der Professor nicht war.

Ob das zu Erwartende wohl mit dem Dampfschiffe von Dresden stromauf herbeigeführt wurde? Sinchens Augen waren scharf, wie gesunde, junge Augen sind; aber die Entfernung war doch zu groß, um die Personen auf dem Decke unterscheiden zu können.

Jetzt legte das Dampfschiff an, und eine ungewöhnlich große Anzahl Personen füllte die Landungsbrücke. Sinchens Herz begann zu klopfen; ihr war so ahnungsvoll zu Muth.

Doch jetzt, — sollte sie sich getäuscht haben? — trennte sich die Gesellschaft wieder; der größere Theil derselben schlug den entgegengesetzten Weg nach dem Dorfe ein; nur ein Herr, eine Dame und drei kleine Jungen schienen nach Villa Josephine zu steuern.

„Drei kleine Jungen!“ überlegte Sinchen. „Wer von unseren Bekannten besitzt drei kleine Jungen?“

Sie blieb nicht mehr lange in Zweifel; die Familie kam um die Straßenecke. „Du, mein Himmel! Rechtsanwalt Klye! Aus welcher Ursache der Professor uns den hergeschickt? Denn hergeschickt ist er. O, der arme Papa, den mag er nicht leiden, und die Mama auch nicht; und zu unserem Umgange zählt er eigentlich auch nicht. Na, einen Grund muß Er wohl gehabt haben.“

Sie lief in den Hof, die Fremden zu begrüßen. „Da sind wir Alle, Fräulein Rolte.“ rief Herr Klye mit seiner sehr lauten Stimme und schüttelte Sinchen kräftig die Hand. Das war nun eine unbestreitbare Thatsache: die vollzählige Familie Klye bis auf Willy, den jüngsten Sproß, präsentirte sich ihren Blicken.

Herr Klye, ein kleiner, untersehter Mann mit breiten Zügen und einem nicht sehr gepflegten Vollbarte, fuhr fort: „Ob der Herr Vater zu Hause ist, braucht man nicht erst zu fragen; an seinem Geburtstage ist man immer zu Hause.“

Hier näherte sich Frau Klye, eine schüchterne, kleine, sehr unbedeutend aussehende Frau: „Wir kommen, Ihrem Herrn Vater zu gratuliren.“ versicherte sie mit einer altmodischen Verbeugung. „Wir haben vom Herrn Professor gehört.“

„Aber so halte doch Dein Plappermaul, Emilie.“ fuhr der Rechtsanwalt auf. „Davon sollen wir ja nichts verrathen.“

„Das hast Du mir nicht gesagt, Oskar.“ wagte die kleine Frau auf die rohe Zurechtweisung schüchtern zu entgegenen.

„Natürlich hast Du's wieder vergessen; das Rothwendigste wird immer vergessen. Wir haben unsere drei Jungen mitgebracht.“ Hier tippte Herr Klye mit seinem Spazierstöckchen auf die Häupter seiner Sprößlinge. Der Älteste hielt den Stock fest und riß ihn dem Vater aus der Hand. „Sie haben Courage, nicht wahr?“ bemerkte der Vater, zufrieden lächelnd.

Sinchen fühlte, daß die Höflichkeit sie jetzt zu einer Unwahrheit nöthigte. „Papa wird sich sehr freuen.“ stotterte sie verlegen, mit dem Bewußtsein, man müsse es ihr ansehen, daß sie das Gegentheil dachte.

„Da meine Frau nun einmal den Professor Stetter verrathen hat, kann ich ja sagen, daß er die Veranlassung unseres Besuches ist; ich muß ehrlich gestehen, daß er mich erst darauf brachte. Na, und warum sollte ich

Herrn Rolte nicht die Freude machen; die Jungen dürfen jetzt ohnehin nicht in die Schule wegen der Ansteking.“

„Ach ja,“ fiel hier die kleine Frau ängstlich ein, „wegen des Willy sollten wir doch um Entschuldigung bitten; er hat den Keuchhusten.“

Da ist gar nichts mit Entschuldigung bitten.“ zürnte der Eheherr. „Nur keine unnötigen Redensarten. Bei Keuchhusten ist nichts besser wie frische Luft; also werden wir den Jungen doch nicht zu Hause lassen.“

„Natürlich nicht.“ versuchte Sinchen mit einer zweiten Unwahrheit diese Worte zu bestätigen; denn sie fand es höchst unnatürlich, mit einem kranken Kinde Besuche zu machen und die Krankheit zu verbreiten.

Zum Beweise der Wahrheit seines Zustandes verfiel Willy in einen solchen Hustenanfall, daß er blauroth im Gesichte wurde. Die geängstete Mutter rief und klopfte ihn und redete ihm zärtlich zu.

Der ungewohnte Lärm zog Herrn Rolte herbei. Er wollte seinen Augen nicht trauen, als er diese unerwarteten und unwillkommenen Gäste erblickte.

„Da ist er ja!“ schrie Herr Klye und schwenkte seinen Hut. „Unser Geburtstagskind!“

„Wenn Sie mich einen Augenblick entschuldigen wollen,“ flüsterte Sinchen der kleinen Frau zu, „ich will nur Mama Ihre Ankunft melden.“ Und während Herr Rolte seine Gäste in den Garten führte, flog Sinchen die Treppe hinauf und trat in der Mutter Zimmer.

Frau Josephine verlebte eben eine kummervolle Stunde. Sie hatte gehofft, der selbstgearbeitete Lehnstuhl würde die Stimmung ihres Mannes verbessern und die Veröhnung vorbereiten; diese Hoffnung aber erfüllte er nicht, und sie vergoß in der Einsamkeit bittere Zähren. Da sie dieselben vor Sinchen nicht zu zeigen wünschte, drehte sie in geschickter Wendung ihr den Rücken und drückte das angehauchte Schnupstuch vor die Augen.

„O, Mama, rathe einmal, was für Gratulanten sich eingefunden haben!“ rief Sinchen und warf sich athemlos auf einen Stuhl. „An dem Besuche ist Papa aber ungeschuldig.“

„So sag's doch lieber gleich, Sinchen.“ Frau Josephinens Stimme sollte ungeduldig klingen und klang doch nur betrübt.

„Rechtsanwalt Klye, der Weltverbesserer; Frau Rechtsanwältin Klye, sein furchtjames Weibchen, sowie drei junge Klyes, von denen der Jüngste am Keuchhusten leidet. Was sagst Du zu dieser Gesellschaft, Mama?“

Jetzt drehte sich Frau Josephine scharf um. „Das ist entsetzlich!“ rief sie. Sinchen sah natürlich die rothgeweineten Augen, aber sie ließ sich's nicht merken. „Wir haben nur eine Hamburger Kasuppe, Papa's Lieblingsgericht. Ich bin auf Gäste gar nicht eingerichtet!“

„Mama, verzweifle nicht,“ meinte Sinchen. „In solchen Momenten bist Du ja groß; da zeigt Du, was Du zu leisten vermagst.“

„Aber wie können diese Menschen auch noch ein krankes Kind mitbringen. Du kannst Dich ansteden.“

„Ich habe mich einstens schon an Tante Theresens Mädchen angestekt, wie Du weißt, und bin gefeit, Mama.“

In diesem Augenblicke klopfte es, und gleich darauf steckte Friederike ihr scharfmasiges Gesicht herein. Sie war in rosenrother Stimmung; Frau Josephine hatte zum so und so vielen Male die Kündigung zurückgenommen. Allerdings hatte auch Niemand außer ihr und der Herrin an den Ernst der Kündigung geglaubt.

(Fortsetzung folgt.)

Kadstrand verboten.

Cronberg,

das neue Heim der Kaiserin Friedrich.

Von Bernhard Ehrenberg.

Siehe die Abbildung, Seite 124.

Don hochragenden Edelkastanien und fruchtreichen Obst-Bäumen umkränzt, schmiegt sich das freundliche Städtchen Cronberg im Oberthanne an die Weste gleichen Namens. Wenn der Besucher dieser altersgrauen Burg die Nähe nicht schreit, die unbedeutenden Stufen in dem gewaltigen Schloßthurm zu erklimmen, so wird er durch ein Mundgemälde von entzückender Schönheit belohnt, denn die Burg und das Städtchen zeichnen sich durch eine wunderherrliche Lage aus, sodaß man Beide mit Recht die Krone des Taunus nennt. Cronberg und seine Umgebung sind nicht nur mit Bezug auf ihre landschaftlichen Reize ein kleines Paradies zu nennen, sondern dieses fruchtbare, mit dem Zauber der Romantik umspinnene Stück Erde ist überaus reich an historischen Begebenheiten, die man bis in jene ferne Zeit verfolgen kann, von deren wilden Kämpfen das Nibelungenlied Kunde giebt.

Der alte Stadtheil von Cronberg, in dessen Gewirr steiler, holpriger Gäßchen man vom Schloßthurm blickt, bietet in architektonischer Beziehung geringes Interesse, denn von den alten Baulichkeiten ist nur wenig übrig geblieben. Von der alten

Herberge „Zu den drei Rittern“, die mit werthvollen Holzschmückerien verziert war, mußte, um ein Beispiel anzuführen, der obere Stock, angeblich wegen Bauverfalligkeit, abgetragen werden, was sehr zu bedauern ist. Noch heute wird in der Holzbildhauererei in Cronberg Vorzügliches geleistet. In das Gasthaus „Zu den drei Rittern“ mündete ein unterirdischer Gang von der Burg Cronberg, welcher noch jetzt vorhanden ist, aber zugemauert wurde.

So steil und schmal die Gassen am Burgberg sind, die uns ein treues Bild der „Zusammenpferdung“ im Mittelalter bieten, so breit und anmuthig sind die Straßen des neuen Stadtheiles.

Das malerisch gelegene Städtchen übte stets eine große Anziehungskraft auf die Künstlerwelt der alten Reichsstadt Frankfurt aus. Nun weiß man von dem heiteren Volkchen der Maler, daß es ein besonders ausgebildetes Auge für Natur Schönheiten besitzt, und man darf getroßt ihren Spuren folgen; denn wo Künstler ihre Hütten bauen, da muß es anmuthig sein.

Gewiß hat auch die Kaiserin Friedrich mit Künstleraugen geschaut und geprüft, bevor sie den Entschluß faßte, hier ein Heim zu gründen, da die hohe Frau, wie bekannt ist, auf dem Gebiete der Malerei ganz Hervorragendes leistet.

Der Künstler-Colonie folgten bald wohlhabende Bürger Frankfurts, die Cronberg und das benachbarte Königstein zu ihren Sommerwägen erwählten. Im Frühling gleicht die nähere Umgebung dieser beiden Städtchen einem großen, blühenden Garten, aus dessen frischen, üppigen Grün die stattlichen Villen freundlich hervorlugen.

Der neue Stadtheil Cronbergs hat jetzt durch die kürzlich vollendete, im gothischen Stile erbaute Kirche eine monumentale Zierde erhalten; vor dem Gotteshaus befindet sich ein künstlerisch ausgeführtes Denkmal, welches zu Ehren eines Mannes errichtet wurde, der sich große Verdienste um die Hebung der Obstbaumzucht erworben. Dieser Mann, dessen aus Erz gegossenes Porträt den Stein schmückt, war Johann Ludwig Christ, erster Pfarrer zu Cronberg; ihm verdanken die hiesigen Obstzüchter den Beirath, welchen Cronbergs Kastanien, Äpfel und Mirabellen genießen. Die mächtigen Kastanienbäume, deren dichte Laubkronen köstlichen Schatten spenden, sind in so großer Zahl vorhanden, daß sie noch jetzt kleine Wäldchen bilden, obgleich in neuerer Zeit die gewaltigsten Reifen unter ihnen der Art zum Opfer gefallen sind, weil sie ein vorzügliches Rugholz liefern. Es gab früher Stämme, die ein Alter von über siebenhundert Jahren erreicht hatten, und man schloß daraus, daß die Edelkastanien durch heimkehrende Kreuzfahrer eingeführt worden seien; aber mit größerem Rechte ist wohl anzunehmen, daß diese Pflanzungen von den Römern herrühren.

Der Duft der hellgrünen Blüthentrauben, so wie das süße Aroma der Aprikosen-Wäldchen verbreiten sich im Frühling stundenweit. Von den Äpfeln sind die beliebtesten die süße Mai-Herzäpfel und die große süße Rastäpfel; noch ausgedehnter als die Äpfelzucht ist der Anbau der Aprikosen, die hier am Vorzüglichsten gedeihen. Der Ertrag ist bisweilen so reich, daß an den mit goldgelben Früchten beladenen Kronen nur wenig Blätter sichtbar sind. Getrocknete Aprikosen und Äpfel bilden deshalb einen bedeutenden Export-Artikel.

Bekanntlich hat Kaiserin Friedrich die Villa Reuß, so wie neuerdings die benachbarte Villa Hüttenlehner und angrenzende Ländereien erworben, um diese Besitzungen in großartige Parkanlagen umzuschaffen. Die Villa Reuß, welche unbehelligt vom Lärm des Verkehrs, ungefähr einen Kilometer vom Städtchen entfernt, auf sanft ansteigendem Hügel sich erhebt, ist ein im Renaissance-Stil erbautes stattliches Schloß in Quadrat-Form. Das Hauptgebäude wird von vier niedrigen Thürmen, mit Erfern, gekrönt, deren Fenster mit zierlichen Simsen und Umrahmungen aus Holzschmückerie geschmückt sind. Die Spitzen der Thürme bestehen aus getriebener Metall-Arbeit. An der nach Südwest gerichteten Hauptfront befinden sich zwei große Balcone, die von zwei Doppel-Säulenpaaren aus rothem Sandsteine getragen werden. Breite Treppen, deren Stufen ebenfalls aus feinkörnigem, dunkelrothem Sandsteine gemeißelt sind, führen aus dem Parke auf eine geräumige Rampe, die mit einer niederen Ballustrade eingefast ist.

Der das Schloß umgebende liebliche Park zeichnet sich namentlich dadurch aus, daß er die verschiedenartigsten und werthvollsten Coniferen von solcher Größe und Pracht der Formen enthält, wie sie nur höchst selten gefunden werden dürften; selbst jeden mit der Gartenkunst nicht vertrauten Besucher wird die Schönheit dieser Nadelholz-Gruppen mit Bewunderung erfüllen. Auf der Südwest-Seite ist durch Sprengungen in dem felsigen Gestein, auf dem sich die Villa erhebt, ein künstlicher Teich geschaffen worden, der von einem Wasserfalle gespeist werden und einer Fontaine als Sammelbecken dienen soll; noch unvollendet, läßt diese Anlage erkennen, daß sie eine sehr wirkungsvolle Verschönerung des Parkes bilden wird.

An der Nordwest-Seite des Schloßes befindet sich die Zufahrt für die Equipagen. Prachtvolle, dichte Nadelgehölze verbergen die sich anschließenden Wirtschafts-Gebäude, unter denen ein zierliches Gartenhaus besonders auffällt. Hinter den Ställen und Oekonomie-Gebäuden liegen die Treibhäuser und Küchengärten; wohlgepflegte Aprikosen-Pflanzungen durchschneiden die Gemüßebeete, und die Mauern, welche die ausgedehnten Gärten einschließen, sind mit Reben und edlem Spalier-Obst bekleidet.

Wie verlanget, beabsichtigt die hohe Frau, nicht nur großartige Erweiterungen der Parkanlagen zu schaffen, sondern auch die Räume im Schloße umzugestalten.

Von den bereits erwähnten Balconen, sowie aus den Zimmern der Südwest- und Westfront, bietet sich den Blicken ein entzückendes Bild auf die fruchtbaren Main- und Rhein-Ebenen mit ihrem lieblichen Hintergrunde; ferner auf die schön geschwungenen Linien des Taunus-Gebirges, die herrlich bewaldeten Berge und auf das Städtchen selbst mit seiner anmuthigen Umgebung. Namentlich wird das Auge gefesselt durch die hoch emporstrebende Burg Cronberg, welche noch recht gut erhalten ist. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erbaut, bildete sie das Stammhaus eines berühmten Geschlechtes, das sich ursprünglich von Gschorn nannte. Nachdem sich dasselbe im Jahre 1219 in zwei Linien getheilt hatte, nahm die eine Linie um 1230 den Namen Cronberg nach ihrer neu-erbauten Burg an, deren erster Besitzer Otto von Cronberg war. Der östliche Theil des gewaltigen Baues ist der ältere und erhebt sich auf einer Felsen-Terrasse, die man vom Burghofe aus auf einer Treppe ersteigt. Wenn man das Rundbogen-thor durchschritten hat, gelangt man zu einem sehr alten, vier-eckigen Thurme, dessen oberer Stock früher als Kapelle gedient zu haben scheint. Der sehr gut erhaltene vieredige Hauptthurm der Burg ist verhältnißmäßig im Jahre 1400 erbaut. Die ehemaligen Wohngebäude bilden zwei dreistöckige Flügel mit zwei Treppenthürmen, geschweiften Giebeln und einem Erker. Die



Schloß Cronberg, das neue Heim der Kaiserin Friedrich. Von Th. von Edenbrecher. — Siehe Seite 123.

schmalere Oberbau ist mit einem hohen Dach versehen, aus dessen Anten die Wächter Umschau hielten. Südlich von den Wohngebäuden erhebt sich an der Ringmauer die mit Thürmen geschmückte Schloß-Kapelle, und daneben befindet sich ein dreistöckiger Thorturm, durch welchen der Burgweg nach der Stadt hinabführt. Noch heute machen die Baulichkeiten der Feste Cronberg einen imponirenden Eindruck. Den Rittersaal, welcher sich im älteren Theil des Schlosses befiel, schmückte früher ein originelles großes Wandgemälde, das die im Jahre 1389 am 19. Mai gelieferte Schlacht zwischen den Cronbergern und der freien Reichsstadt Frankfurt darstellte. Von diesem Gemälde giebt es eine Copie, die im Parterre-Saale der Burg verwahrt wurde, sich jedoch jetzt in Wiesbaden befindet; es wäre wünschenswerth, wenn dieses Delgemälde, das von großem, culturhistorischem Interesse ist, wieder in Cronberg Aufstellung fände.

Ueber das denkwürdige Treffen, bei dem sich die Frankfurter in großer Ueberzahl befanden und dennoch unterlagen, berichtet der Chronist: „In demselben Jar (1389) auff St. Bonifacius Tag, da waren die von Frankfurt ausgezogen, ihrer mehr denn fünfzehnhundert wohlbereiteter Leute mit Hauben, Harnisch und Beimgewand, und kamen vor Cronberg an die Feinde, die hatten wohl hundert Ritter und Knechte. Und legen die von Frankfurt nieder, also, daß ihrer vier hundert erschlagen, und ihrer mehr denn sechshundert gefangen wurden. Also schlug der kleine Hauff den großen Hauffen nieder. Das war nicht Wunder. Denn der große Hauffe stoh, und der kleine stritte. O Frankfurt! Frankfurt! gedente dieser Schlacht. Und gaben die von Frankfurt vor ihre Gefangene mehr denn siebenzig tausend Gulden.“

Wer nach Besteigung der Burg eine leibliche Erfrischung sucht, dem ist in den Cronberger Gasthöfen noch eine Ueberreichung vorbehalten. Während es früher aus beliebten Zielpunkten der Touristen üblich war und zum Theil noch ist, daß sich die Besucher in den Fremdenbüchern durch gereimte Epigramme verewigten, hat dies die Cronberger Künstler-Kolonie in genialerer Weise gethan. Im Speisesaale des „Frankfurter Hofes“ und in anderen Gastwirthschaften (z. B. auch im Feldberg-Hospiz), findet man vortreffliche Delgemälde, die meist nach Motiven aus dem Taunus-Gebirge geschaffen sind, oder interessante historische Ereignisse behandeln: — das ist in der That die liebenswürdigste Weise, sich ein bleibendes Andenken zu gründen.

Cronberg, das durch eine Zweigbahn directe Verbindung mit Frankfurt hat, ist nicht nur als Ausgangspunkt für lohnende Taunus-Wanderungen geeignet, sondern bietet auch in dem sehr nahe und idyllisch gelegenen Vade Cronthal, Heilungsuchenden einen ruhigen und anmuthigen Aufenthalt. Das Bad besteht seit 1834, und von seinen sechs Mineral-Quellen werden besonders ein Stahlbrunnen und eine Salzquelle gebraucht.

Etwas höher wie Cronthal, in ganz reizender Lage, erhebt sich an bewaldetem Berghange das Dorf Rammolshain, dessen Mineralquelle seit 1829 Anwendung findet. Der nahe bei Cronberg laufende Schönberg, soll, wie die Sage erzählt, ein Frauenkloster und eine Burg getragen haben.

Zu sehr beliebten und lohnenden Ausflügen in die nächste Umgebung bieten die romantisch gelegenen Orte Königstein und Falkenstein Gelegenheit, deren fahn emporragende Burg-Ruinen eine köstliche Aussicht gewähren; beide Orte sind nur drei Viertelstunden von Cronberg entfernt und mit ihrem Besuche läßt sich eine Besteigung des großen Feldberges und des benachbarten Altkönig verbinden; der letztere ist durch seine uralten Ringwälle berühmt.

Kaiserin Friedrich, welche mit kunstsinuigem Blicke die Arbeiten in ihrem neuen Heim überwacht, wirkt schon dadurch, daß sie sich in diesem schönsten Theile des Ober-Taunus an-

kaufte, fördernd auf die gedeihliche Entwicklung von Cronberg, wo ihr die Herzen aller Bewohner jubelnd entgegen schlagen. Möchte die hohe Frau in Schloß Friedrichshof, wo der künftige Name lauten wird, Glück und Frieden finden!

Rathsvand verbeten.

Où est la femme?

Blauderei von Gregor Samarow.



er berühmte französische Polizei-Spion, Eugène François Vidocq, welcher dem ersten Kaiserreiche und der Restauration unter Ludwig XVIII. diente und in der Ermittlung der verborgensten Verbrechen unübertroffener Meister war, pflegte bei jedem verwickelten und scheinbar undurchdringlichen Kriminalfalle zuerst die Frage zu stellen: „Où est la femme?“ denn er behauptete, daß im Mittelpunkt der Triebfedern eines jeden Verbrechens immer eine Frau stünde; sei diese Frau erst gefunden, so entwirre sich das ganze Netz der scheinbar mauslösslich verchlungenen Fäden von selbst.

Vidocq war ein großer Schuft; — er war zu den Galeeren verurtheilt, entfloß zweimal und wurde dann endlich nach der damals beliebten Polizei-Maxime, welche Gift durch Gift überwinden wollte, zu den geheimen Diensten der Spionage verwendet. Sein Grundfah hätte also eigentlich wenig Anerkennung und Würdigung finden sollen, aber die Welt war ungalant, und wir meinen auch ungerecht genug, jenes Wort nachzusprechen und allmählig für eine Wahrheit zu halten, denn es hat sich nicht nur bei der Entdeckung von Kriminalfällen bis in unsere Zeit hinein oft als practisch erwiesen, sondern scheint sich auch in der Geschichte des Menschengeschlechtes zu bewähren. Freilich werden dabei immer nach Vidocq's Vorgange die bösen Frauen als Beispiel angeführt, und da mag es denn vielfach in der That so scheinen, als ob der weibliche Einfluß ein verhängnißvoller sei.

Unsere Stamm-Mutter Eva reichte ja Adam den Apfel, der uns um das Paradies brachte; Eris warf den Apfel der Zwietracht unter die Göttinnen des Olymps, und die schöne Helena mußte infolge dieser mythologischen Schönheits-Concurrenz auf dem Berge Ida den gewaltigen Kampf entzünden, der zehn Jahre lang das Blut der Helden von Griechenland und Troja fließen ließ und endlich die stolze Veste des Priamus in Trümmer schlug; die Tochter des Herodes erschmeichelte in blutigieriger Laune von ihrem Vater das Haupt Johannes des Täufers. Während des Cäsaren-Wahnsinns der römischen Welt Herrschaft waren die Messalinen und Agrippinen die Mittelpunkt aller Greuel, welche die ganze Menschheit in blutigem Schlamm versinken ließen; Lucrezia Borgia gab das entsetzliche Beispiel einer schauerlichen Verbindung der höchsten geistigen Verfeinerung mit der tiefsten Entartung der menschlichen Natur; Catharina von Medici brauchte mit ihrer zarten weißen Hand Gift und Doh, um die kalten Berechnungen ihrer Politik zu dem gewünschten Abschlusse zu führen, den das Schicksal ihr dennoch versagte. Unter den letzten Bourbonen war es der unheilvolle Einfluß so mancher Frauen, der Frankreich in den Abgrund stürzte. Während der Schrecknisse der Revolution waren es wieder die Weiber, welche am furchtbarsten wütheten und den wahnsinnigen Mauth des Volkes immer wilder entflammten.

Auch in großen Kriminalfällen bis auf die heutige Zeit scheint sich Vidocq's pessimistischer Grundfah zu bestätigen, und die Frauen finden sich nicht nur als Veranlassung, sondern auch als treibende Kraft gar vieler schweren Verbrechen, sodas es für den Untersuchungsrichter auch heute noch ganz zweckmäßig sein mag, bei jedem schwierigen Falle zunächst nach der

Frau zu suchen. Gar manche Männer finden in unserer Zeit, in der leider die Galanterie, oder sagen wir lieber die Ritterlichkeit, mehr und mehr verloren geht, eine gewisse Genugthuung darin, Weiberfeindschaft zu zeigen und mit geistreich-stolzer Miene nachzusprechen: „Où est la femme?“ Und doch ist dies Alles nur Trug- und Fehlschlus. — Jene Männer bedenken nicht, welsch ein Armutshengnis sie sich selbst ausstellen, indem sie den Ausspruch Vidocq's zum geflügelten Worte machen, und wir glauben uns um die Gerechtigkeit und um die Frauen verdient zu machen, wenn wir jenes Wort im umgekehrten Sinne prüfen.

Die männliche Kraft erhält ihre Weiße und ihre Ernuthigung durch den Reiz der weiblichen Schönheit und Anmuth, und zwar ebenso der Anmuth und Schönheit des Geistes, als des Körpers, während umgekehrt der Mann der zarteren und feineren weiblichen Natur sicheren Halt und feste Stütze bieten soll. Ist das Verhältniß zwischen den beiden Elementen des Lebens der Menschheit, welche eigentlich nur vereint irdische Vollkommenheit, soweit dieselbe möglich, erreichen können, das richtige, so wird sich schwer bestimmen lassen, in weissen Händen die Leitung auf dem Wege des Lebens liegen soll. Im Kampfe mit den Sorgen und Mühen wird der Mann vorangehen und mit starkem Arme die Bahn brechen müssen, wenn er seine Aufgabe und seine Pflicht richtig erfüllt. Im geistigen Regen und Bewegen, im Aufschwunge zu der idealen Reinheit, welche die Seele vom Staube reinigt und erfrischt, wird aber die Frau mit zarter Hand den Mann leiten müssen, um ihm Verständniß und Empfänglichkeit zu erhalten für Alles, was über die Alltäglichkeit der drückenden, pflichtmäßigen Arbeit hinausgeht. Trägt der Mann nicht eine ganz außerordentlich seltene und schwer zu erhaltende Frische der Empfindung in sich, so wird all' sein Wirken halb bleiben und im Staube verkümmern, wenn ihm die Frau nicht den Blick hinaufrichtet zum Ueberstimmlichen. Nun ist es freilich eine oft ausgesprochene und auch oft durch Beispiele und Thatfachen bestätigte Wahrheit, daß das weibliche Wesen eben durch die feinere, empfänglichere und empfindungsvollere Organisation auch tiefer herabsinken kann, als der Mann, wenn es einmal zum Schlechten und Niedrigen sich gewendet, wie der Engel zum Dämon wird, wenn er vom Himmel sich abgekehrt. Aber es ist gewiß psychologisch richtig, daß das dämonische Element in der Frau immer nur unter dem Einflusse einer übermächtigen bösen Leidenschaft, meist des Hasses oder der Rache, sich entwickelt und zur Herrschaft gelangt, und man kann fast immer, wenn eine Frau zu tiefer Verderbtheit herabsinkt, eine tragische Ursache voraussetzen. Dann freilich wird es auch häufig vorkommen, daß die Frau den Mann mit sich tiefer hinabreißt, als er sonst vielleicht gefallen wäre, daß sie seinen Arm zum Werkzeuge des Verbrechens macht, das sie eronnen und geplant, immer aber scheint es, daß auch in solchem Falle der schwerere Vorwurf dem Mann treffen sollte, der sich durch List und Lockung zu Thaten leiten läßt, deren Bedeutung und Tragweite ihm klarer sein müßte, als der mehr in Empfindungen augenblicklicher Eindrücke lebenden Frauen.

Auch da also, wo wirklich die Frau der Mittelpunkt eines Verbrechens ist, stellt sich die männliche Welt ein Zeugniß der Freiheit und Armut aus, wenn sie sich auf den Vidocq'schen Grundfah beruft, um ein Verdammungs-Urtheil über die Frauen zu sprechen, wie wir denn leider gestehen müssen, daß unser Erzvater Adam sich bei dem verhängnißvollen Bisse in den verbotenen Apfel ziemlich erbärmlich benahm, und daß Eva mehr von dem Hauche des Paradieses in die Welt der Arbeit und des Kampfes hinausgetragen und ihren Töchtern vererbt hat, als er. Aber im umgekehrten Sinne ist jenes so oft gegen die Frauen angewendete Wort jedenfalls viel richtiger und viel maßgebender in der Geschichte der Völker und der einzelnen Menschen. Denn wo irgend etwas Großes und Schönes geschaffen wurde in der Gedichte und der Cultur-Entwicklung, wo irgend ein reines Glück, ein edler Genuß dem einzelnen Menschen im Ringen seines Lebens zu Theil wurde, da kann man gewiß mit Recht fragen: „Où est la femme?“ — Und fast immer wird man die Hand der Frau finden.

Im Alterthume finden wir Frauengestalten, welche große Männer begeisterten zu edlen Schaffen oder sie mahnend zurückführten von dem Trange wilder Leidenschaft. Aspasia, deren Gestalt oft so falsch dargestellt wird, leitete und begeisterte den großen Pericles, den Meister der Staatskunst, den Beschützer edler Cultur, der sein athenienisches Vaterland auf den Gipfel der politischen und geistigen Herrschaft erhob. Die Weiber von Sparta trieben ihre Männer, Brüder und Söhne zum Heldentode für das Vaterland. Coriolan senkte das gegen Rom gezückte Nachschwert vor seiner Mutter und seiner Gattin, und selbst in der Kaiserzeit ragen edle Frauengestalten aus den Trümmern der versinkenden Welt empor. In unserem deutschen Vaterlande haben wir ja das leuchtendste Beispiel, wie eine edle Frau mit ihrem Geiste, mit ihrem Glauben und Hoffen ein ganzes Volk durchdringt und zu den herrlichsten Thaten begeistert. Kaum wäre jemals so schweres Unglück, wie es Deutschland unter dem Schwerte des ersten Napoleon traf, so ertragen und so überwunden worden, wenn nicht die Königin Luise in ihrem Leben und über das Grab hinaus mit ihrem Geiste alle deutschen Frauen erfüllt, und durch diese wieder alle Männer zu gläubigem Vertrauen und heiligem Zorne begeistert hätte.

Wenn man vor den Standbildern der Helden der Befreiungskriege fragen wollte: „Où est la femme?“ so hat der erhabene kaiserliche Sohn die fromme und wahre Antwort gegeben, indem er unter rauschenden Baumwipfeln das Bild seiner kaiserlichen Mutter aufrichtete, deren Geist in Scharnhorst's und Stein's Gedanken lebte, und in Blücher's Schwert den todesmuthigen Gehenden des Vaterlandes voranflamte.

Wenn wir unsere großen Dichter alle an uns vorüberziehen lassen, so wird uns aus ihren Worten, die uns erheben und entzünden, immer die Antwort entgegenklingen auf die Frage: „Où est la femme?“

Der große Goethe hat kein Hehl daraus gemacht, daß die Epochen seines Lebens und Schaffens sich genau abgrenzen lassen nach dem Einflusse, den edle Frauen auf ihn übten, von der schönen Friederike von Sefenheim, die sein junges Herz höher schlugen ließ, bis zu Bettina, die sein alterndes Haupt mit frischen Jugendblüthen befranzte. Immer und immer war es das „ewig Weibliche“, das ihn hinarzog. Schiller's liebliche und erhabene Frauengestalten, die immer ihren Platz behalten in dem Herzen des deutschen Volkes, sind Verkörperungen wirklichen Lebens, und wenn man in der Lebensgeschichte

*) Denkwürdiger und nützlicher Rheinischer Antiquarius.



Ponte di Vigo zu Chioggia. Von Hans Hermann. — Siehe Seite 127.

des warmherzigen Dichters die Antwort sucht auf die Frage: „Où est la femme?“ so wird man in den verschiedenen Epochen die edlen Frauen finden, welche den Farbenschmelz und die ideale Schönheit boten für die Wälder der Theba und der Lybie und all' der anderen Gestalten, die selbst da, wo sie bösem Verhängnisse dienen, doch niemals das Gemeine streifen. Seine selbst mit seinem cynischen Positivismus, der ihn oft wie ein unartiges Kind in den Schmutz treten ließ, wird immer wieder in aufflammender Begeisterung oder wehmüthigen Sehnen emporgesogen zu der Lichtgestalt des Ideals durch die Frauenbilder, die sein bitterer Spott nur am Saume ihres Gewandes zu berühren wagt.

Doch es ist nicht nöthig, zurückzugreifen in die Geschichte der Vorseit und in das innere Leben der bevorzugten Geister unseres Volkes.

Wo immer auch in unseren Tagen der Kriegsgott seine blutrothe Fackel schwingt, wo die so schrecklich ausgebildete Technik der Vernichtung Hunderte und Tausende auf den Schlachtfeldern niederschmettert, da klingt wohl von manchem bleichen Munde, aus manchem verblutenden Herzen so ganz anders als im Tone Bidocq's die bange Frage: „Où est la femme?“ und die Antwort läßt nicht auf sich warten. Da erscheinen sie alle, die todesmüthigen Priesterinnen der Liebe, die Heldinnen des rothen Kreuzes, die katholischen barmherzigen Schwestern, die evangelischen Diakonissen und die freiwilligen Dienerinnen der Barmherzigkeit. Das müde Auge und die zitternde Hand, welche sehnsüchtig die Mutter, die Schwester, die Gattin und die Geliebte suchen, — sie finden die treue, warme Hingebung der christlichen Liebe, die in selbstloser Anopferung auch dem Fremdesten, auch dem wechsellösen Feinde die eigene Ruhe, die eigene Gesundheit, ja das eigene Leben zu opfern bereit ist. Und tausend Herzen, die durch diese Liebe dem Leben erhalten blieben, tausend Andere, denen Pflege und Trost der Barmherzigkeit ein freundliches Scheiden gewährten und den Fluch der Verzweiflung in ein letztes Wort des Dankes und des Segens verwandelten, sie werden vor Gott und Menschen die Antwort auf jene Frage geben: die Frau ist da, wo es gilt, Leiden zu lindern, Wunden zu heilen, die Seelen zu erquickern und die Liebe zu üben um der Liebe willen! Wenn Kaiser Wilhelm I. seine Krieger zu den glorreichen Siegen für die Größe des Vaterlandes führte, so leuchtete die ehrwürdige Kaiserin Augusta ihre Streiterinnen der Barmherzigkeit aus, und eine Pflicht ist der anderen, ein Heldennuth dem anderen gleich. Von dem rothen Kreuze gilt das Wort Christi: „Nehmt mein Kreuz auf Euch und folgt mir nach,“ und wenn unsere Armeen des Reiches stolzen Bau auftrieten, so ist unter der Fahne des rothen Kreuzes ein Tempel der edlen Eitte und Menschlichkeit erbaut, in dem alle Völker sich die Hände reichen, und an dessen Altar die Frauen das heilige Priesteramt üben.

Und im Hause, in der Familie wird man wahrlich oft von Vätern und Kindern die Frage Bidocq's hören, wenn Sorgen, Schmerz und Kummer die Heimath bedrängen — die Antwort wird ein stummer, dankbarer Blick in das Auge der Gattin und der Mutter geben, aus dem das verklärte Licht der Liebe, der Treue, der Anopferung in Noth und Tod hervorstrahlt.

Kingsum in der großen, weiten Welt der Arbeit und des Ringens um das Dasein, in allen Gebieten klingt uns eine hoch ehrenvolle und rührend bewegende Antwort entgegen auf jene Frage: „Où est la femme?“ Ueberall sehen wir die Frauen eifrig, treu und unermüdet an der Arbeit, um mit festem Willen und unerlöschlichem Muthe aus eigener Kraft sich des Lebens Raum anzufürchten. Lange waren ja die Frauen verurtheilt, nur als Gattinnen einen Beruf des Daseins finden zu können, und diejenigen, denen dieser Beruf versagt blieb, versanken in trübes Elend, wenn ihnen nicht eigener Verstand die Mittel zu einem oft zweck- und freudlosen Dasein boten.

Dieser schwere Mißstand in der Gesellschafts-Ordnung führte zu der, zuerst gewissermaßen revolutionären Bewegung für die Frauen-Emanzipation, welche in ihren ersten Regungen das Gebiet der Politik den Frauen gewinnen wollte und dadurch theils dem Abscheu, theils der Lächerlichkeit verfiel, sodas edle Frauen sich von ihr fern hielten. Aber bald wendete sich diese Bewegung auf richtige Bahnen, um der alleinstehenden Frau durch ihre Arbeit die Mittel einer selbständigen und ehrenvollen Existenz zu erringen. Ueberall sehen wir die Frauen an Werke, wo nur irgend eine Arbeit der weiblichen Natur nicht widerspricht. Die Post und die Telegraphie hat weibliche Beamte, Buchhalterinnen führen die Bücher großer Geschäfte, die Wissenschaft hat ihre Gebiete dem weiblichen Geiste geöffnet, die weiblichen Ärzte werden eine Wohlthat für die weiblichen Kranken und auch für die Hospitaler werden, und eine Frau, die Willen und Muth hat, kann sich heute, ebenso wie der Mann, ihre eigene Existenz gründen; — sie kann aber auch, wenn sie dazu nicht vom Schicksale gezwungen ist, durch eine sie selbst befriedigende und stählende Thätigkeit dem Haushalte neben dem Manne Quellen des Wohlstandes zuführen.

Stolz dürfen wir Deutschen darauf sein, daß gerade in unserem Vaterlande die Bewegung der Frauen-Emanzipation sich von ihren widersärtigen und lächerlichen Ausschreitungen, die sich besonders in Amerika und Rußland entwickelten, zuerst befreit hat, — und wieder sind es unsere Fürstinnen, die auch hier an der Spitze ihres Geschlechtes leitend und schützend voranstreten, und diese so segensvolle Bewegung mit dem Werke der Barmherzigkeit des rothen Kreuzes vereinen. Vor Kurzem erst hat der väterländische Frauen-Verein unter dem Vorsitze der ehrwürdigen Kaiserin Augusta und in Anwesenheit der regierenden Kaiserin und der Prinzessin Albrecht seine Generalversammlung gehalten, und in der Wirklichkeit seiner siebenhundert Kreisvereine nimmt die hauswirthschaftliche Ausbildung der Mädchen aus den ärmeren Volksklassen keinen geringen Platz ein. Wie ein Strom des Segens ergießt sich diese Thätigkeit durch das ganze Volk, und jener französischen Polizeifrage dürfen wir vor diesem Wibe die deutsche Antwort geben, indem wir zu der ehrwürdigen Witwe unseres großen, unvergesslichen Kaisers in Stolz und Ehrfurcht aufblicken: „Hier ist die Frau, — und Gottes Segen ist mit ihr.“

Kochkunst verboten.

Wie man heirathet.

Skizze von Philipp Berges.

„Nichts einfacher als das!“ antwortete er lachend, nickte seiner Frau ein paar Mal zu und schloß die Thür, sodas wir allein waren. Dann hockte er eine furchterliche erste Niene auf, ließ sich mir gegenüber in einen Sessel nieder und sprach: „Entsetzlich! Also das war Dein Ernst. Pui, schämst Du Dich nicht?“ Zu meinem bestigsten Bedauern

schämte ich mich nicht. „Ein Mensch wie Du,“ fuhr er fort, „in guter Lebensstellung, im Besitze eines geachteten Namens, nicht ohne einiges Vermögen, und dazu ein hübscher Kerl, also so ein Mensch, sage ich, sollte gezwungen sein, auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eine Frau zu finden?“

„Aber es machen doch Tausende so und werden glücklich dabei,“ warf ich ein.

„Unfinn!“ schnitt er mir in seiner lebhaften und wenig ceremoniellen Weise das Wort ab, „Dumme werden vielleicht glücklich, — sie würden es sein, und wenn man sie an eine Sage verheirathete, — aber gebildete und mit Gefühl begabte Menschen erlangen auf diesem Wege nur äußerst selten dasjenige Glück, welches die Ehe gewähren sollte. Du, zum Beispiele, könntest Dich nie glücklich fühlen, jesselte man Dich an ein geistig tief unter oder hoch über Dir stehendes Wesen. Verdauet Dir das nicht ein?“

„hm! ja!“

„Nun, siehst Du, ich habe Recht, — ich habe überhaupt immer Recht. Betrachten wir nun zunächst die Sache von Deinem persönlichen Standpunkte. Du willst heirathen. Gut. Du hast das Recht dazu; das Alter, die Befugnis x. hast Du auch. Also, — jetzt wart mal, — ja, also nimm ein Mädchen und heirathe ganz einfach. Jetzt sind wir schon zu Ende —“

„Mit Deiner Weisheit,“ antwortete ich verdrücklich. „Vor allen Dingen muß man doch ein Mädchen kennen lernen, damit man sich nicht in das Joeben von Dir selbst angedeutete Unglück stürzt. Nun, zu dem Ersteren habe ich eben keine Zeit. Einem Mädchen für die Dauer einiger Jahre nachzulaufen, dazu bin ich schon zu alt, ich bringe es nicht mehr fertig, — und eine alte Schachtel, die den ersten besten Mann nimmt, um unter die Haube zu kommen, will ich auch nicht; da muß denn also doch wohl die Annonce d'ran!“

„Aha! So, so, — so, — hm, ja, da hast Du vollkommen Recht, oder vielmehr gänzlich Unrecht; ach was, alle Deine Argumente bestehen sogar aus purem Komens!“

„Wieso?“

„Du solltest in Deinen Ausführungen ein wenig mehr Logik walten lassen. Glaubst Du vielleicht, über diese Zeitungs-Ehen macht ein besonderes, extra für diesen Zweig der menschlichen Thorheit angeordnetes, hochwoblöbliches Schicksal, damit immer die beiden Rechten sich zusammenfinden? Oder glaubst Du, Weidaleiche etwaige Charakter-Unterschiedenheiten aus? Mehr noch, bist Du der Ansicht, die Blüthe sämtlicher Jungfrauen antwortet sofort auf Deine Annonce? Meine in dieser Sache sehr maßgebliche Ansicht ist sogar diese: ein junges, hübsches, kluges und gebildetes Mädchen, so wie es etwa für Dich passen würde, verschmähst es, auf diesem Wege nach einem freier Umschau zu halten, und das Gros der Candidatinnen besteht somit aus verblühten oder beschränkten Pflanzen.“

„Ja,“ athmete ich schwer. „Leider sehe ich das ganz gut ein. Ich bemerke zugleich, daß unsere Untersuchungen nichts genügt haben, denn wir sind nun wirklich zu Ende, das heißt, wir stehen wieder vor der Frage: Wie heirathet man?“

„Aber Mensch!“ schrie er wieder, „habe ich es Dir nicht schon einmal gesagt? Es ist nichts einfacher, als das. Höre mir zu, ich will Dir erzählen, auf welchem Wege ich zu meiner Frau gekommen bin. Das ist es ja auch, was ich Dir einzig und allein zur Antwort geben wollte, und deshalb schloß ich die Thür. Sie braucht es nicht zu hören. Wir sind ja gänzlich auf Abwege gerathen, wie ich jetzt erst wahrnehme. Hier, glimme eine an! — Feuer? Hinter Dir auf dem Tische. So, — fertig? Aha! Also höre. Doch ich muß noch bemerken, daß ich mich zu jener Zeit, von welcher ich sprechen will, in derselben Calamität befand, wie Du gegenwärtig. Ich war ebenso alt, sehr beschäftigt und fand wenig Zeit, mich in der Gesellschaft umzusehen. Dabei hatte ich den starken Wunsch, mir bald eine Häuslichkeit zu gründen; also was that ich? Grillen, wie Du, setzte ich mir nicht in den Kopf.“ (Er verneigte sich gegen mich.) „Dagegen machte ich mich mobil, das heißt, ich verwendete einige Sorakaf auf mein Aeußeres, hielt mich stets zum sofortigen Angriffe bereit, sah nach allen niedlichen Gesichtern, und als es zur Schlacht kam, steckte ich meinen Verstand in die Tasche und ließ das Herz gewähren. Doch nun höre! Es war an einem kalten Januar-Abend, als ich auf gewohntem Wege nach meiner Wohnung eilte. Mein Weg führte mich an der großen Eisbahn vorbei; deutlich drangen die Töne der Musik herüber und auch die Strahlen des elektrischen Lichtes brachen sich durch die kalten Kronen der Bäume Bahn. Musik ist stets einen besonderen Hauber auf mich aus. Zu meinem Kopie begann ein Frühlingssied, welches ich seit einigen Tagen als unvollkommene Idee mit mir herumtrug, lebendig zu werden. Die Reime sprangen empor, tanzten eine Polka nach der Melodie, welche leise in mein Ohr drang, umarmten sich, küßten sich und klopften leise gegen meine Brust. Mach' auf! Mach' auf! Wir wollen an's Tageslicht. Wenn es so weit gekommen ist, kann, wie Du aus Erfahrung wissen mußt, der Guß beginnen; — trotzdem ist das Frühlingssied nie geboren worden. Es schwand gänzlich aus meinem Gedächtnisse. Das kam so. Nüchlich gewahrte ich zwei junge Damen, deren eine mir zuzulächeln schien. Sie hatte blaue Augen, blondes Haar, ein Stumpfnäschen, kurz, ein reizendes Gesichtchen, — nun, Du kennst es ja. Sie sah damals ebenso aus. Ich spreche nämlich von meiner. — dieses junge Mädchen war nämlich meine Frau, das heißt, sie ward es später. Doch halt, jetzt habe ich den richtigen Ausdruck: sie war meine Zukünftige. Allerdings ahnte ich das damals durchaus nicht, mich berührte nur das äußerst sympathische Gesichtchen, dessen Lächeln mich bis in's Herz erwärmte, und sofort sagte ich mir: Fräulein, die gefällt dir! Ich weiß selber nicht, wie ich das Folgende fertig brachte. Ich holte ein gut Theil Humor aus meiner Vorrathskammer, drehte mich kurz entschlossen um, war mit einigen Schritten bei den beiden Damen, welche eben in den Schatten traten, und zog freundlich grüßend meinen Hut. Sie blickten mich Beide ganz verwundert an. Kein Wunder! Ich kann es wirklich nicht zugeben, meine Damen,“ sagte ich lachend, daß Sie bei der herrschenden Dunkelheit allein, ohne Schutz, Ihren Weg machen, und muß Sie daher ernstlich bitten, mein Gesicht, Sie nach Hause geleiten zu dürfen, zu gewähren.“ So etwa sagte ich mit Worten, welches sich aus einer Mischung von Frechheit und Schüchternheit zusammensetzte. Die ganze Sentenz sollte ein Wisz, — oder vielmehr bitterer Ernst sein. Wir kennen Sie ja gar nicht!“ sagte meine Frau, — das heißt: die Blonde von den Beiden; die Andere war dunkel — und blickte mich scharf an. Aber ich verlor den Kopf nicht. „Sie kennen mich nicht?“ antwortete ich sehr erfreut. „Sieh' da, welch' ein glücklicher Zufall für mich. Da habe ich ja gleich Veranlassung, mich Ihnen vorzustellen!“ — Nun, jedenfalls ist das sehr originell!“ bemerkte die Blonde ärgerlich und machte eine Schwenkung hinweg von mir, aber ich schwante auch und fuhr fort: „Mit Ihrer gütigen Erlaubnis! Ich bin nämlich —“

nun, meinen Namen kennst Du ja, Mitarbeiter der hiesigen —, und mein Blatt kennst Du ja auch. Sie sah plötzlich auf und in mein Gesicht. Wirklich, so sind Sie es, der zuweilen die niedlichen Gedichte verfaßt?“ fragte sie. „In der That schäme ich mich so glücklich und würde mich freuen, wenn meine geringen Verdienste mir oder meiner Bitte ein günstiges Gesicht bereiten würden! Gestern Abend las ich Ihr Gedicht: Die Hochzeitserhe! — es ist geradezu entzückend!“ Das sagte sie so ganz unbefangen. Du, — in dem Augenblicke hätte ich sie am liebsten gleich beim Kopie genommen; der Mund, welcher jene Worte sprach, erschien mir entzückender, als alle guten und schlechten Verse der Welt. Ich verneigte mich indeß sehr bescheiden und fragte, obgleich das eigentlich jetzt nicht mehr nöthig gewesen wäre: „Also, verehrtes Fräulein, wollen Sie mir gestatten, daß ich Sie begleite?“ Sie sah mit offenen, unschuldsvollen Miden in meine Augen, und im Scheine einer Laterne, welcher über ihr Gesichtchen huschte, bemerkte ich, daß es roth übergossen war. Dann sprach sie leise: „Obgleich wir uns ja eigentlich gar nicht kennen, glaube ich Ihre Bitte doch nicht abschlagen zu dürfen, —“ und nach einigen Augenblicken setzte sie mit lustigem Lachen hinzu: „Wie Sie versichern, macht es Ihnen Vergnügen, nun, und ein Verbrechen wird es ja wohl nicht sein!“ Kurz und gut, ich geleitete sie nach Hause, — die Freundin verlieh uns schon unterwegs, — durfte ihre Schlittschuhe tragen, denn die Damen kamen vom Eise, und vor ihrer Thür erzwang ich ihr das Versprechen ab, sie wiedersehen zu dürfen. Sie sagte mir bedeutung: sie sei am nächsten Nachmittage wieder auf dem Eise.

Denke Dir nun meine Bestürzung, als es mir plötzlich einfiel, daß ich ja gar nicht Schlittschuh laufen kann. Ich fiel aus allen meinen Himmeln. Also laum begonnen, — schon wieder zerronnen. Niemals hatte ich mich für dergleichen Künste interessiert, das heißt, hinter meinen Büchern sitzend, konnte ich's ja auch nicht, und überdies war ich in Hinsicht gymnastischer Uebungen stets sehr sämverfällig gewesen. Daher verwarf ich den in mir auftauchenden Gedanken: die Kunst des Schlittschuhfahrens in einer Nacht zu erlernen, auch ohne Weiteres. Verzweifelt lehrte ich heim. Kein Schlaf kam in meine Augen. Vom Abend bis zum Morgen wandelte ich in meinem Schlafzimmer hin und her, ohne indeß einen Ausweg zu finden. Sie nicht wiedersehen zu dürfen, schien mir die gräßlichste Verdammung. Du weißt nicht, wie verliebten Leuten zu Muthe ist. Denn wie Du vielleicht jetzt schon gemerkt haben wirst, war ich sterblich verliebt in die Kleine.

Am Nachmittage wankte ich mit hängendem Kopfe der Eisbahn zu, bezahlte eine Mark Eintrittsgebühr, — meine Frau hatte damals ein Abonement, — und stand plötzlich auf meinen nackten Füßen, das heißt gänzlich ohne Schlittschuhe, mitten im Getümmel der Fahrenden. Nach kurzer Zeit endete ich meine kleine, und ich gebe Dir die Versicherung, das Herz fiel mir rechtschaffen in die Schuhe. Als sie näher kam, verneigte ich mich, schwante meinen Hut, drückte ihre Hand und stotterte, auf ihre Frage nach meinen Schlittschuhen: wie ich gestern das Pech gehabt habe, mir auf dem Heimwege einen Fuß ein wenig zu verstauchen. Natürlich, — bei der Glätte! Bedauern, Kopfschütteln, Achselzucken, jämmerliches Gesicht, — und schon wollte ich mich verabschieden. Sie hielt mich zurück. Und nun denke Dir, was sie that. Nein, es ist unmöglich, denken kann man sich so etwas nicht! Sie verlieh die Eisbahn und ließ sich von mir spazieren führen. Viele mögen dies nach so kurzer Bekanntschaft anstößig finden, aber das müssen äußerst verdrocknete Seelen sein, welche nie das ungestörte Weien einer echten, jungen Liebe kennen gelernt haben. Denn auch sie liebte mich. Was wir an jenem ersten Offenbarungstage mit einander sprachen, dessen habe ich mich nie erinnern können, — unsere Hände sprachen, unsere Blicke redeten eine gar verständliche Sprache, — und, — ist es glaublich? — als es dunkel geworden war, besiegelten wir das Bündniß mit einem Kusse. Es kam so ganz von selbst. Ich erinnere mich nur, daß ich ihr gestand, ihr erster Anblick hätte eine Liebe in mein Herz gestößt, die mich selig mache, und daß sie mir nach langem, festigem Bitten bestätigte, ich sei ihr nicht gleichgültig. Zu Hinsicht auf ihre große Jugend, sie war noch nicht achtzehn Jahre alt, wollten wir das Verhältniß aber noch eine kleine Weile geheim halten. — Wir sahen uns nun häufiger. Bierzehn Tage litt ich an verstauchten Füßen und betete jeden Abend inbrünstig um Dhaudecker. Als dasselbe endlich eintrat, war ich der glücklichste oder vielmehr der unglücklichste Mensch von der Welt. — Dein Gesicht verräth mir, was Du denkst. Du denkst: — ich spreche Unfinn. Solche Gedanken verbitte ich mir. Still, — kein Protest, das weiß ich besser. Ich war glücklich und unglücklich, — glücklich, weil ich meine geliebten Füße wieder hatte und nicht mehr zu humpeln brauchte, wenn ich mit ihr ging; unglücklich, weil sie jetzt das Haus weniger verlassen durfte, und ich sie in Folge dessen nicht sehen konnte. Das hielt ich nicht aus. Entgegen unserer Versprechung schickte ich mich an, ihren Vater aufzusuchen, ihm Alles zu entdecken und um ihre Hand anzuhalten. War sie noch zu jung, kann konnten wir ja eine Weile warten. So es sich nur irgend thun ließ, bin ich immer für den geraden Weg gewesen. Als ich mich für meinen Besuch vorbereitete, empfing ich einen Brief von ihr, in welchem sie mir mittheilte, daß sie gezwungen sei, am nächsten Abend auf einen Ball zu gehen. Natürlich ließ ich auch ich mich dort einfinden. Mit dem Eintritt in den Ballsaal war meine ganze Ruhe dahin, ein heberhaftes Zittern schüttelte mich. — Du kennst ja mein Naturell. Wir begrüßten uns durch ein leises Beugen des Hauptes. Sie sah ganz entzündet aus. Du mußt bedenken, es war das allererste Mal, daß ich sie ohne Hut und Mantel erblickte. Kein, doch nicht, den Hut hatte ich ihr schon ein paar Mal abgenommen, um ihr reizendes Haar und die weite Art, wie sie dasselbe mit einer goldenen Broche oder Nadel auf dem Kopie zusammengehalten trägt, zu bewundern. Aber nun gleich im ausgehmittelten Balkleide, Blumen im Haar und am Gürtel, — sie sah doppelt schön aus. Neben ihr sah meine Schwiegermutter: eine ziemlich dicke und nicht eben sehr intelligent aussehende Dame, ich darf das sagen, seitdem sich meine damalige Beurtheilung glänzend bestätigt hat. Wenn Du mich in Zukunft häufiger besuchst, wirst Du sie selbst kennen lernen, — ach, — sie besucht uns ziemlich oft. Also weiter! Vor den Damen gewahrte ich einen Herrn, der sich angelegentlich mit ihnen unterhielt. Wer war er? Meine Aufregung nahm einen höheren Grad an. Trotz der lebenden Blicke meiner Geliebten begann ich den Unglücklichen wie ein gereizter Tiger zu unterkissen. Hüßlicher Vergleich, — was? Endlich verließ er die Damen, und ich stürzte mich sofort auf ihn. Jetzt bemerkte ich, daß er ein colossal dummes Gesicht hatte, — es war nämlich ihr Vetter, — mütterlicherseits. — August, ach so, Du kennst ihn ja nicht. Mein Herr,“ sagte ich, „Sie sind, wie ich vermute, so glücklich, jene Damen dort drüben näher zu kennen?“ „Ja?“ fragte er mich. „Ja, — Sie

einzuschlafen; Leute, die vom Gewinne und vom Winde leben, das heißt Kaufleute und Schiffer, dürfen sich selten Ruhe gönnen. Darum sehen wir auch fast überall, wohin wir blicken, fröhliches, fröhliches Leben und Treiben. Auf der Brücke und unter der Brücke folgt eine geschäftige Menge ihrem Gewerbe, nach allen Richtungen hin durchfurchen Gondeln die stillen Fluthen des Kanals, und die dunkelblaue Adria, deren leichtgeträufelte Fläche wir durch den Brückenbogen erblicken, ist mit zahllosen großen und kleinen Schiffen bedeckt, die alle die günstige Brise benutzen und ihren verschiedenen Zielen zusteuern. Nur die beiden anmuthigen, dunkelblauen Frauengestalten im Vordergrund des Bildes lassen für einen Augenblick müßig die Hände ruhen. Vermuthlich haben sie von einem Abwesenden oder, — um es deutlicher zu sagen, — von „ihm“ gesprochen. Der helle und doch traumverlorene Blick der an der Ecke des Hauses stehenden jugendlichen Schönheit läßt kaum eine andere Deutung zu. Wie es scheint, hat sie soeben ungläubig gelächelt zu dem, was ihre Nachbarin ihr sagte, denn diese hat mitten in ihrer Arbeit aufgehört und blickt halb vorwurfsvoll, halb theilnehmend zu der Anderen hinüber, ein Beweis, daß ihre Gedanken eifrig beschäftigt sind. Vielleicht ist sie eine ältere Schwester, die sich zu Rathschlägen berufen glaubt. Aber sie ist selbst nicht auf's Beste berathen, sonst müßte sie wissen, daß das liebende Herz für Rathschläge wenig zugänglich ist. Glücklichweise sieht die Jüngere von den Weiden nicht so aus, als ob sie sich, wenn es nöthig ist, nicht selbst zu helfen wissen sollte. Die kraftvolle Gestalt und die energische Haltung des Kopfes lassen wenigstens darauf schließen.



Kadendruck verboten.

Ueber Federvieh-Zucht.

Es hat die Federvieh-Zucht von jeher zu den Viehhabereien der Frauen, namentlich derjenigen gehört, die auf dem Lande leben; und abgesehen von dem Vergnügen, das ein gutbeflegter Hühnerhof bereitet, kann er seiner Besitzerin bei rationeller Verwaltung auch einen guten Ertrag sichern. Es ist der Nutzen allerdings von Verschiedenem abhängig, in erster Linie von der Lage der Ställe. Diese sollen geräumig, für jede Gattung Federvieh besonders eingerichtet, nach Süden, mindestens nach Osten gelegen sein, da Wärme den Thieren zuträglich ist, Kälte hingegen beim Brüten und Legen gleich nachtheilig wird. Ebenso ist große Sauberkeit anzupfehlen; man schütze die Ställe durch Räucherungen vor dem Ueberhandnehmen von Insekten, indem man, — wenn die Thiere im Freien sind, — Schwefelblüthe auf glühende Kohlen streut, den Dampf tüchtig durchziehen läßt und zu diesem Zwecke den Raum mehrere Stunden fest geschlossen hält, dann aber der freien Luft Zutritt gewährt. Gegen schwarze Würmer und Käfer rührt man Wasser mit Speisöl zusammen, läßt die Mischung trocknen und streut sie dann auf die Brutstätten und den Fußboden. Ferner ist das Vorhandensein stehenden oder fließenden Wassers wünschenswerth, die Thiere müssen sich genügend im Freien, auf dem Hofe, nach besser auf großem Platze bewegen können, wo sie beim Scharrten und Kratzen durch Vertilgen von Unkraut-Samen und einer Masse von Insekten sich einen guten Theil ihrer Nahrung selbst suchen. Es sollte überhaupt, — um einen Hühnerhof lucrativ zu machen, — derselbe stets den wirtschaftlichen Verhältnissen angemessen sein, denn wo die Abfälle zu nicht ausreichen, und eine Kornfütterung eintreten, dieses wohl gar noch gelaßt werden muß, kann von einem Nutzen nicht mehr die Rede sein, es sei denn, daß die Käse einer Stadt den guten Absatz von Thieren und Eiern ermöglichte. Da die Ernährung des Federviehes im Winter aber stets kostspieliger wird, wird es angezeigt sein, den Bestand durch Verkauf zu verringern, umso mehr, als namentlich die zweite Brut gesucht ist. Ebenso muß bei eintretender Kälte Futter und Wasser heiß gegeben werden, es befördert dies früheres und besseres Legen. Pferdefleisch gilt in der Neuzeit für ein treffliches Nahrungsmittel. Was nun das Brüten betrifft, so achtet man genau auf die Beschaffenheit der unterzuliegenden Eier, namentlich darauf, daß sie groß und frisch seien. Am bei gekauften Eiern das Alter zu ermitteln, löse man 220 Gr. Salz in einem Liter Wasser auf und lege die Eier hinein. Ein 3 Tage altes Ei schwimmt in der Flüssigkeit, eins von 5 und mehr Tagen sieht, — je älter, desto mehr, — über die Oberfläche hervor. Große Eier nehme man darum zum Brüten, weil das eben ausgeklüpfte Küken $\frac{3}{4}$ von dem Gewichte des Eies hat, man also möglichst große und kräftige Thiere züchten wird. Die Zahl der unterzuliegenden Eier ist von der Größe der Bruthenne abhängig.

Mögen für heute diese Andeutungen genügen, denen später vielleicht weitere, z. B. über „Federvieh-Rast“, hinzuzufügen sind, denn wie in so Vielem, ist es auch darin Deutschland gelungen, Frankreich Konkurrenz zu machen, und gar manches fette Huhn, das wir allerdings noch unter fremdem Namen kaufen und theuer bezahlen, hat in einer der großen Geflügel-Züchtereien in der Nähe Berlins das Licht der Welt erblickt. G. K.

Bechamel oder eigentlich Bechamiel, wie zuverlässige Quellen ergeben, hieß der Mundkoch Ludwigs XIV., welcher eine wahre Meisterhaftigkeit im Bereiten von Saucen besaß. Von seiner ausgezeichneten Praxis hat alle Welt in Frankreich Nutzen gezogen. die vornehmen Damen fühlten sich veranlaßt, seitdem ebenfalls pikante Saucen zu erfinden, doch standen sie denen Bechamiels an Güte bedeutend nach, und so gaben jene denn diese Viehhabereien wieder auf. Der Grundsatz, zur Sauce-Bereitung stets nur beste Butter zu verwenden, datirt schon aus jener Zeit; ebenso die noch heute vertretene Methode, eine sogenannte Basis für Saucen in der weissen oder braunen Souffle herzurichten, welche im Lebrigen Souffle in seinem berühmten illustrierten Kochbuche „Mutter-Sauce“ nennt, und von der er behauptet, man könne daraus, „so wie der Maler aus wenig Farben mehrerlei Bilder“, — Saucen für verschiedene Geschmacksrichtungen — bereiten. Seit Souffle kamen für die Saucen hochtrabende Namen auf, und durch ihn ist auch Bechamel's Name im Bereiche der Küche für alle Zeiten zu Ehren gekommen, da man nach diesem eine aus weisser Souffle mit kräftiger Geflügelbrühe unter Zusatz von süßem Rahm bereitete und mit Salz und Muscatnuß gewürzte, sehr schmackhafte und beliebte Sauce benennt. Auch der bürgerliche Tisch, der die in Scheiben geschnittenen, heißen Kartoffeln mit dieser Sauce à la Bechamel zu gekochtem Schinken servirt, kennt darin ein empfehlenswerthes Gericht. Eine Kalbfleische aber, einen glacirten Kalbsbraten oder ein zierliches Fricandeau, ebenfalls mit Glace überzogen und so weich gedämpft, daß sich davon mit dem Löffel abstechen läßt, servirt

man ebenfalls sehr passend mit dieser Sauce, desgleichen den Zander, den Schellfisch. Ferner haben es Gönner des Stockfisches mit einer Pastete à la Bechamel versucht, die, mit Fleurons garnirt, sehr empfehlenswerth sein soll. Hartgekochte, halbrunde und danach in feine Scheiben geschnittene Eier, mit einer dicken Bechamel-Sauce vermischt und in einer tiefen Schale angerichtet, sind ein angenehmes Gericht, — ein hors d'oeuvre, — nach der Suppe zu geben. Auch sei einer ähnlichen Schüssel mit geräucherter Lachs, den man in ganz feine Streifen und diese wiederum in kleine Würfel schneidet, gedacht. Bei diesem Gerichte muß die Bechamel-Sauce aber ganz ohne Salz zubereitet werden, weil es wegen des Salzgehaltes, der dem geräucherter Lachs bekanntlich eigen ist, zu scharf gesalzen schmecken möchte; im Uebrigen ein Verfahren, wie man es bei den Sardellen- und Häring-Saucen gleichfalls kennt. Mancher zieht es allerdings vor, den Lachs in Milch zu legen, man nimmt ihm aber dadurch sowohl die schöne Farbe als den angenehmen Geschmack. T. P.



Kadendruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Myrten. — Schon mehrere Myrtenbäumchen sind mir trotz aller Pflege und sehr reichlicher Bewässerung zu Grunde gegangen. Kann ich auf besseren Erfolg rechnen, wenn ich mir einen Myrtenstod aus einem Ableger ziehe? Helene M. in Graudenz.

Nicinas. — Anderwärts sehe ich oft sehr schöne Nicinas von auffälliger Größe. Da meine Pflanzen im Wachse zurückgeblieben sind, möchte ich sie überwintern und bitte um gütigen Rath, wie es am besten geschieht. R. L. bei Hanau.

Glorinien. — Ist es möglich, die prächtigen Glorinien zu überwintern und im folgenden Jahre wieder zur Blüthe zu bringen? Pauline K. in Wien.

Rathschläge.

Korb zum Pflücken von Blumen und Obst. — Es ist jetzt eine Lust, im Garten spazieren zu gehen und sich der Blütenpracht und des Obstreichthumes zu freuen! Wie gern pflücken wir die schönsten Blumen, um sie zum duftenden Strauße zu ordnen, oder auch die saftigen Beeren, die uns von den Sträuchern so verlockend entgegenblicken. Aber wo sollen wir unsere Schätze lassen, wenn wir uns hier und dort bücken, um neue einzusammeln? Einen Korb am Arme zu tragen oder ein Gefäß in der Hand zu halten, ist oft lästig und hinderlich. Doch wir wissen uns zu helfen. Wir nehmen ein beliebiges rundes Körbchen, leiten durch dessen Mitte einen Stod, der unten zugespitzt und oben mit gebogenem Griff versehen ist und erhalten so einen sehr brauchbaren, kleinen Behälter, den wir bequem tragen und schnell überall in die Erde stecken können, wo wir eine Ausbeute von Blumen oder Obst machen wollen. Einige Schleifen können zur Ausschmückung dienen, erforderlichen Falles auch zur Befestigung des Körbchens. G. S.



Mücken-Lampe. — Da in diesem Jahre die Mücken überall besonders zahlreich auftreten, und Einem beinahe den Aufenthalt im Freien verleiden, möchten wir auf die Mücken-Lampe als eines der wirksamsten Mittel, um die Qualgeister fernzuhalten, aufmerksam machen. Der dargestellte Apparat kann überall im Freien aufgestellt werden und vertreibt durch die aufsteigenden und zerflüßelnden Dämpfe die blutgierigen Feinde im weiten Umkreise. Er besteht aus einer Spiritus-Lampe, einem cylinderförmigen Gefäße mit Behälter und einem Flügeltrabe. Jedem Apparate ist eine Flasche Insecten-Essenz beigegeben, eine stark aber nicht unangenehm riechende Flüssigkeit, welche zur Füllung des oberen Behälters dient. Die Essenz kommt, wenn die Spiritus-Lampe angezündet ist, in's Kochen, die sich entwickelnden Dämpfe setzen das Flügeltrab in Bewegung, wodurch dieselben nach allen Richtungen hin zerflüßt und die Mücken verjagt werden. (Siehe auch den Artikel „Niegen“ in der Briefmappe).



Ein kleines Universal-Gartengerät. — Wer hat nicht schon auf Spaziergängen daheim oder auf Reisen den Wunsch gehabt, einen hübschen Stein, einen Krystall oder eine interessante Versteinung von der umgebenden Erde und dem Gesteine loszulösen, oder eine schöne Pflanze, vielleicht eine seltene Orchidee, ein Alpen-Weißchen, ein Leberblümchen auszuheben, um sie im Blumentopfe oder Garten weiter zu pflegen und sich ihrer Entwicklung zu freuen. Aber wie oft mußten wir den Versuch aufgeben, den Gegenstand unserer Sehnsucht zu erlangen, weil der Stein, die Knolle oder Wurzel zu fest im Erdruche steckte. Dann bedauerten wir wohl lebhaft, nicht ein passendes Werkzeug bei uns zu haben, mit dessen Hilfe sich unser Wunsch leicht erfüllen ließe. In solchen



leicht zu tragen und zu handhaben, daß man es ohne Beschwerde auf Spaziergängen mit sich führen kann. Der 22 Cent. lange,

hölzerne Griff trägt auf der einen Seite einen 6 Cent. breiten, fünfzähligen Rechen, auf der anderen einen 9 Cent. langen Spaten oder Pflanzenstecher. Beide Theile sind aus Eisen, lassen sich bequem auf- und zurückklappen und erweisen sich trotz ihrer Kleinheit für leichte Gartenarbeit sehr brauchbar. Auch auf dem Kirchhofe kann das kleine Gerät Verwendung finden, wenn wir die Gräber unserer Lieben mit Blumentöpfen oder Pflanzen schmücken wollen, ohne fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Preisangeboten für das Gartengerät und die Mücken-Lampe: E. Kuglin, Berlin W., Potsdamer Str. 11.



Kadendruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Petroleumglöden. — Gibt es ein Mittel, das unangenehme Ausdünstungen der Petroleumglöden an Lampen zu verhindern? Frau Amalie S. in Regensburg.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Zeitensahlen hinter den Schlagworten hin.)

Behandlung von Fleisch (112 u. 119). — Man nimmt für 10 Pfennige Salicyl-Säure, reibt das Fleisch damit ein und läßt es so zehn Minuten liegen. Reibt man es dann noch zehn Minuten in frischem Wasser und wäscht es nachher ordentlich ab, so ist der Geruch verschwunden. K. G.

Getrocknete Blumen (104). — Um Raiglöckchen, Alpenrosen, überhaupt Blumen zu trocknen und dabei in Form und Farbe zu conserviren, empfiehlt sich das folgende erprobte Verfahren: Man gebe in ein Kistchen eine Lage von Flugand, welcher vorher sorgfältig getrocknet und ausgebleicht sein muß. Auf diesem Sande breite man die Blumen aus und decke sie mit einer entsprechenden Lage gleichen Sandes zu. Sind die Blumen nicht übermäßig zart, so kann man ohne Nachtheil mehrere Schichten über einander legen. Sodann lasse man das Kistchen an einem trocknen, doch nicht der Sonne ausgelegten Orte 14—20 Tage stehen, nach dieser Frist werden die Blumen vollkommen getrocknet sein, ohne die Farbe wesentlich verloren zu haben. Auf diesem Wege kann man selbst Frauenstuh, — bekanntlich eine der zartesten Blumen der Hoch-Alpen, — dauernd erhalten. Fanny L. geb. Baronin G.

Fliegen (119). — Bezüglich der unter der vorstehenden Marke veröffentlichten Frage wird uns von einer freundlichen Leserin u. A. folgendes geschrieben: ... Die Fliegennoth ist in diesem Jahre wohl erträglich, dagegen haben mir die Mücken das Leben rechtlich sauer gemacht. Vielleicht kann ich der verehrten „Abonnetin bei Bremen“ einen Gefallen thun, wenn ich ihr hierüber meine Erfahrungen mittheile. Ich freute mich sonst immer sehr auf die ruhigen Nachmittags- und Abendstunden, und sah so gern im Schatten der Bäume mit einer Handarbeit beschäftigt oder in ein Buch vertieft! Aber in diesem Jahre ließen mich die erwachsenen kleinen Blutsauger kaum zum trohen Genuße und zum Gefühle des Behagens kommen. Ganze Schwärme steigen aus der Verante, die an unserem Garten vorüberfliehet, spielen, eine lebendige Säule bildend, in der Luft und überfallen, sobald sie Blut wittern, ihr Opfer. Daß es nur die Weibchen thun sollen, während die friedlichen Männchen sich eifrig dem harmlosen Tongernügen hingeben, macht die Sache nicht besser und die Stiche nicht weniger empfindlich. Was habe ich nicht Alles gebraucht, um die Blutsauger zu vertreiben! Ich zündete Insectenpulver an, machte ein Schmoßfeuer, brannte Mückenkerzen ab, rieb mich mit Keilseife und den verschiedensten Mückenwassern ein; mein Mann rauchte doppelt so viel Cigaretten wie sonst, — aber wenn die Unholde auch auf kurze Zeit vertrieben wurden, so kamen sie doch bald in vermehrter Anzahl wieder und zerknieten mir Gesicht, Hals, Hände und Füße, daß ich oft vor Verzweiflung in's Zimmer flüchtete. Viel besser ging's mir da freilich auch nicht; bald vernahm ich das leise flingende Summen, das die Anwesenheit zahlreicher Mücken verrieth, und spürte empfindlich ihre Nähe. Ein Fläschchen Salmiatgeist oder Baumöl und ein Stückchen Seife begleiteten mich beständig, um sofort die entzündeten Stellen einzureiben; war ich gerade draußen in der Nähe der Zwiebelbeete, so bestrich ich auch wohl mit dem Saft des Zwiebelrohres die schmerzenden Stiche. Da brachte mir kürzlich ein Freundin aus Berlin eine Mücken-Lampe mit, die sich wirklich bei einem sofort angestellten Veruche recht wirksam erwies und die ungeliebten Gäste verjagte. Wie froh war ich über diesen Erfolg! Doch leider dauerte das Vergnügen nicht allzu lange, denn bei dem fleißigen Gebrauche nahm der Extract nur zu schnell ein Ende, und in unserem kleinen Städtchen war er nicht zu erlangen. Aber Noth macht erfindereich. Ich nahm ein Hand voll Salbey-Blätter und reichlich Gewürznelken auf ein Fläschchen Essig, und benutzte nun dieses Gebräu statt der Essenz und mit gutem Resultate. Ich will nun zwar nicht behaupten, daß mein Mittel ganz so kräftig und wirkungsvoll ist, wie die präparirte Insecten-Essenz, aber ich kann es doch als Nothbehelf allen gleich mir geplagten Leserinnen unserer Zeitschrift empfehlen, besonders da es mühelos herzustellen und sehr billig ist, was bei fleißigem Gebrauche doch auch in's Gewicht fällt.

Frau Anna L., Hinterpommern.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

